

Blumen reicht die Natur es windet die Kunst
sie zum Kranz.

Weimar den 31 Jan. 1791.

Goethe

Manuskripte 7

FREUNDESGESELLSCHAFT
DES
GOETHE- UND SCHILLER-ARCHIVS

Freundesgesellschaft
des Goethe- und Schiller-Archivs

Manuskripte 7

© Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs 2015
Redaktion: Eva Beck, Dr. Ulrike Bischof, Dr. Edith Nahler
Abbildungen: Dr. Ulrike Bischof, Prof. Dr. Norbert Oellers und
Klassik Stiftung Weimar/Goethe- und Schiller-Archiv (Handschriften)
Gestaltung: Katharina Hertel
Druck: Druckerei Schöpfel GmbH
ISBN 978-3-9814371-6-4

Umschlagabbildungen

Stammbuch von Heinrich Beck (1760–1803)

Eintrag von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832); Weimar, 31. Januar 1791

Eintrag von Johann Kaspar Lavater (1741–1801); Zürich, 28. März 1792

Goethe- und Schiller-Archiv 96/5304

Inhalt

I Das Goethe- und Schiller-Archiv und seine Freunde 2014 bis 2015

Aus dem Leben der Freundesgesellschaft	5
Restaurierungsinitiative 2005 bis 2008 – Ein Rückblick	13
Unsere Kuratoren II	15

II Beiträge

NORBERT OELLERS	
Vor einem Vierteljahrhundert:	
Ein Vierteljahrhundert Weimar (1965–1990)	17

III Projekte des Goethe- und Schiller-Archivs

SABINE SCHÄFER	
Die Regestausgabe der Briefe an Goethe	31

IV Unbekanntes aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

KATHARINA MOMMSEN	
Zum Stammbuch von Heinrich Beck	43

V Erwerbungen in den Jahren 2013 bis 2014

ULRIKE BISCHOF	
Freundesgesellschaft	55
SILKE HENKE	
Goethe- und Schiller-Archiv	59

I Das Goethe- und Schiller-Archiv und seine Freunde

2014 bis 2015

10 Jahre Freundesgesellschaft

Jahrestage sind ein willkommener Anlass zur Bilanz, zur Würdigung und zum Ausblick. So hielten wir es auch mit dem 10-jährigen Jubiläum der Freundesgesellschaft, das wir am 4. Juli 2014 mit einer Festversammlung sowie mit Begegnungen und Gesprächen in geselliger Runde im Archiv feierten.

Als vor 10 Jahren die Gründungsversammlung zum 9. September 2004 einberufen wurde, konnte man nicht wissen, unter welchem unglücklichen Stern die Veranstaltung stattfinden würde. Der Brand der Herzogin Anna Amalia Bibliothek am 2. September war ein Schock. Doch bestärkte er die Absicht, für das Goethe- und Schiller-Archiv eine Freundesgesellschaft ins Leben zu rufen, die sich mit dessen Wohl und Wehe verbinden sollte. Auf dieses Unglück ging es wohl auch zurück, dass sich die neu gegründete Freundesgesellschaft zunächst dem im Verborgenen schleichenden, langsamen Verfall vieler Handschriften des Archivs widmete. Rettung und Restaurierung war die Devise! Um diese Aufgabe zu verwirklichen, mussten die Öffentlichkeit und die Zuwendungsgeber sensibilisiert werden, wurde zu Patenschaften und Spenden für bedrohte Handschriften aufgerufen. Die Erfolge dieser Aktivitäten sind im Rückblick auf die Restaurierungsinitiative im vorliegenden Heft ab Seite 13 dokumentiert.

Von den zusätzlichen Mitteln, die die Bundesregierung der Klassik Stiftung zur Verfügung stellt, profitierte und profitiert auch die Handschriftenrestaurierung im Archiv. Nachdem im Jahr 2008 eine Restauratorin eingestellt werden konnte und mit der Grundsanierung 2010 bis 2012 das Haus außer einer Restaurierungswerkstatt auch – endlich – die klimatisierten Magazine erhielt, war für den dauerhaften Erhalt der Handschriften bestens gesorgt. Die Sanierung und Erweiterung des Archivgebäudes mit dem zweckmäßigen und vor allem auch sehenswerten Ergebnis machte den Weg frei für neue Ziele, die sich nun auf Erwerbung und Präsentation konzentrieren. Hier sieht jetzt auch die Freundesgesellschaft ihr wichtigstes Betätigungsfeld. Sie unterstützt das Archiv bei Neuerwerbungen, da die regulären Etatmittel angesichts



Festversammlung in der Petersen-Bibliothek am 4. Juli 2014

der dramatischen Preisentwicklung auf dem Autographenmarkt nicht mehr ausreichen. Einiges konnte dank vieler Spender und Förderer schon erreicht werden. Stellvertretend für alle soll an dieser Stelle Frau Professor Katharina Mommsen, Ehrenmitglied unserer Freundesgesellschaft, genannt werden, die schon mehrfach dem Archiv bedeutende Handschriften geschenkt hat. Das 10-jährige Jubiläum nahmen sie und die unter ihrer Präsidentschaft wirkende Mommsen Foundation zum Anlass, das Stammbuch des Schauspielers, Regisseurs, Theaterschriftstellers und Übersetzers Heinrich Beck (1760–1803) dem Archiv zu übereignen. Die kostbare Gabe wurde auf der Festversammlung der Öffentlichkeit präsentiert. Über ihren Inhalt erfahren Sie Näheres im Aufsatz von Katharina Mommsen in diesem Heft.

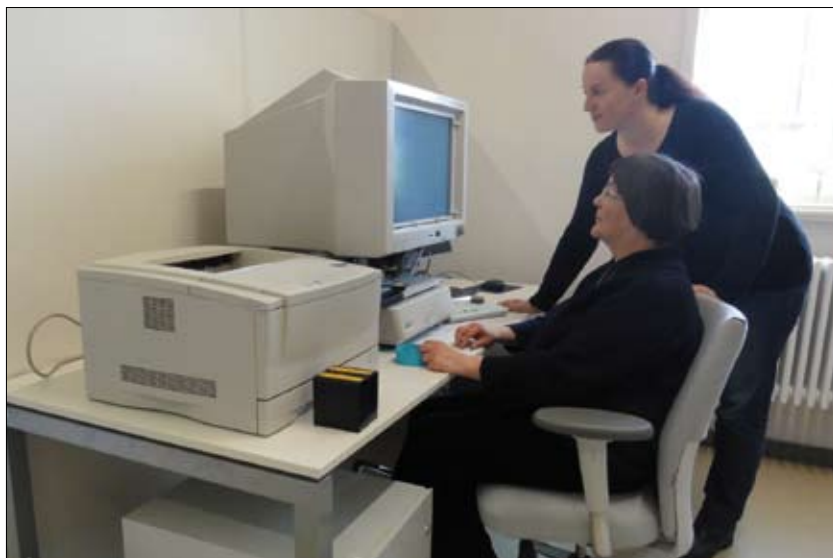
Unfall am Archivgebäude

Seit Jahrzehnten schon wurde befürchtet, dass der Verkehr auf der am Archiv vorbeiführenden abschüssigen Jenaer Straße bei Schnee und Glatteis zu einer Gefährdung für das Gebäude führen könnte. Auch mit dieser Begründung wurde die Notwendigkeit einer Verlagerung der Archivalien aus dem Erdgeschoss vorangetrieben.

Glücklicherweise waren die Handschriften schon seit zwei Jahren in den neuen gesicherten Kellermagazinen untergebracht, als am 11. August 2014 kurz nach 9 Uhr, mitten im Hochsommer, ein Autotransporter ungebremst in die Wand des Archivgebäudes krachte, und zwar genau an jene Stelle, hinter der ehemals der Nachlass Schillers verwahrt wurde. Der Fahrer hatte aus gesundheitlichen Gründen die Kontrolle über den LKW verloren und zunächst zwei Ampelanlagen überfahren, dann die das Archiv umgebende Mauer mit dem schmiedeeisernen Zaun durchbrochen, ehe er an der Hauswand zum Stehen kam. Die Fahrerkabine prallte genau auf ein Fenstergitter; dabei wurde der Fahrer erfreulicherweise nicht so schlimm verletzt, wie es die Situation zunächst vermuten ließ. Glück hatte auch die Archivmitarbeiterin Frau Christiana Herrgott, zu deren Büro das betreffende Fenster gehört: Sie hatte an diesem Tag Urlaub. So sahen es auch die Journalisten der „Thüringer Allgemeinen“, die sie im Jahresrückblick Ende 2014 zum „Glückspilz des Jahres“ in Weimar erklärten. Die Kollegin im Büro nebenan, Frau Birgit Fiebig, hatte jedoch einen Schock erlitten, aber nach wenigen Tagen zuversichtlich ihren Arbeitsplatz wieder eingenommen. Das Vibrieren des Gebäudes durch die Kollision wurde bis in die zweite Etage wahrgenommen. Die Schäden am Mauerwerk stellten sich nach eingehender Prüfung als nicht so schwerwiegend heraus. Dank der soliden doppelwandigen Bauweise mussten „nur“ einige Sandsteine in der Außenfassade und das Fenster mit aller enthaltenen Sicherungstechnik ersetzt werden. Nach dem Wiederaufbau der Umgrenzungsmauer am Gehweg wurden die restaurierten Zaunfelder wieder eingesetzt. In dem beschädigten Büro erfolgte die Montage der herausgerissenen Heizkörper, die Wände erhielten neuen Putz und frische Farbe. Nach sieben Monaten Übergangsquartier im Medienlesesaal konnte die Mitarbeiterin ihr instandgesetztes Büro wieder beziehen.



Unfall am Goethe- und Schiller-Archiv am 11. August 2014



Birgit Fiebig und Christiana Herrgott (stehend)

Aus dem Leben der Freundesgesellschaft

Die gemeinsam mit der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek ausgerichtete Vortragsreihe „Im Schatten der Titanen – Literarische Texte der Goethe-Zeit“ fand nach 15 Veranstaltungen abwechselnd in Bibliothek und Archiv ihren würdigen Abschluss in der überfüllten Petersen-Bibliothek mit Professor Peter Gülkes Einblicken in Leben und Schaffen von Christian August Vulpius. Neben weiteren Vorträgen gab es wieder verschiedene Buchvorstellungen und anlässlich der 32. Weimarer Liszt-Tage eine gemeinsame Veranstaltung mit der Deutschen Liszt-Gesellschaft. Einen festen Platz unter den vielen Terminen nimmt auch die Präsentation neuerwerbener Handschriften im Archiv jeweils zum Jahresende ein, die in den Medien stets auf großes Interesse trifft. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses geben einen Überblick über die neuen Schätze und stellen ausgewählte Objekte vor. Beim anschließenden Jahresausklang im Foyer kommen Archivbelegschaft und Freunde des Hauses in zwangloser Runde zusammen. Wie die Begegnungen beim Sommerfest in der Mitte des Jahres, haben sich auch diese Zusammentreffen zu einem beliebten Austausch entwickelt.

Die Exkursion im Mai 2014 führte uns unter dem Motto „Anmutig Thal! du immergrüner Hain!“, einem Vers aus Goethes Gedicht „Ilmenau, am 3. September 1783“, auf seinen Spuren in den Thüringer Wald. In der heutigen Goethe- und Universitätsstadt Ilmenau, wo der Dichter 26 Mal weilte, besichtigten wir die neue Ausstellung des GoetheStadtMuseums im Amtshaus. In deren Mittelpunkt steht Goethes Tätigkeit als sachsen-weimarerischer Staatsbeamter, als Beauftragter für die Wiederbelebung des Ilmenauer Kupfer- und Silberbergbaues und für die Neuordnung des Ilmenauer Steuerwesens. Goethe nutzte die Räume in der ersten Etage (dem heutigen Museum) als Dienstwohnung.

Bei einer Wanderung nahe Stützerbach trugen wir mit verteilten Rollen das Gedicht „Ilmenau“ vor. In Stützerbach, wo sich Goethe 13 Mal aufhielt, besuchten wir das originale Wohn- und Arbeitszimmer; danach fuhren wir nach Gabelbach. Das Museum im dortigen Jagdhaus vermittelt einen Einblick in die Jagdgewohnheiten sowie in das gesellige Leben des Weimarer Hofes. Einige Teilnehmer waren noch gut zu Fuß und unternahmen einen Aufstieg auf den Kickelhahn.

Die Publikationen der Freundesgesellschaft – die „Manuskripte“-Hefte und Handschriftenfaksimiles – finden bei den Archivbesuchern anhaltendes Interesse. Besonderer Dank gilt den Mitarbeitern an der Rezeption, Frau Katrin Schröck und Herrn Gisbert Hilgert, die den Vertrieb zusätzlich zu ihren ei-



Exkursion am 9. Mai 2014, Führung im Amtshaus in Ilmenau

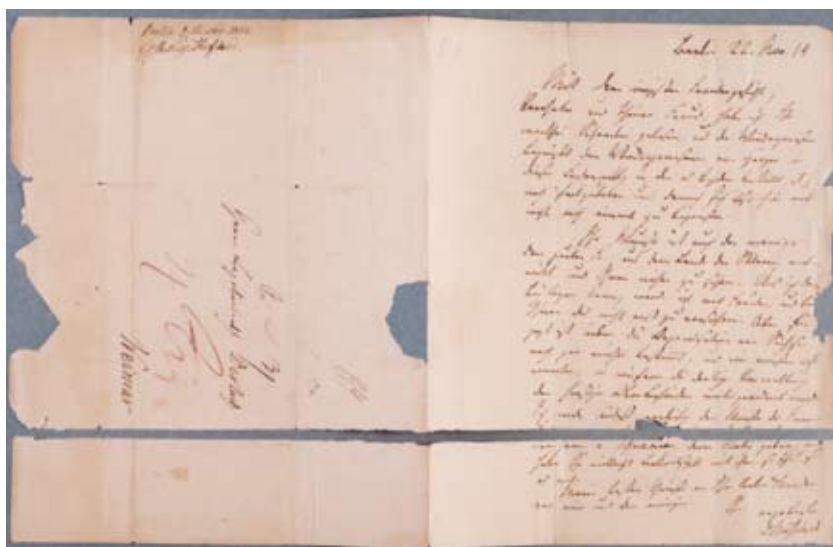


*Exkursion am 9. Mai 2014,
Gemeinsame Rezitation von Goethes Gedicht „Ilmenau“*



Zuschauer bei der Theateraufführung im Foyer am 4. Juli 2014

gentlichen Aufgaben übernommen haben. Zur Auslage der Druckerzeugnisse im Foyer ließen wir passende Möbel anfertigen. Neuland betrat die Freundesgesellschaft auf Bitten der Archivleitung 2014 mit der finanziellen Unterstützung des Hauses bei den die Ausstellungen begleitenden Katalogen. Den Anfang machte das Ausstellungsbuch zu „Nietzsches Nachlass“, das ein großer Erfolg wurde. In den Genuss dieser Begleitschriften kommen auch die Mitglieder der Freundesgesellschaft, die sie im jährlichen Wechsel mit den „Manuskripte“-Heften als Jahresgabe erhalten.

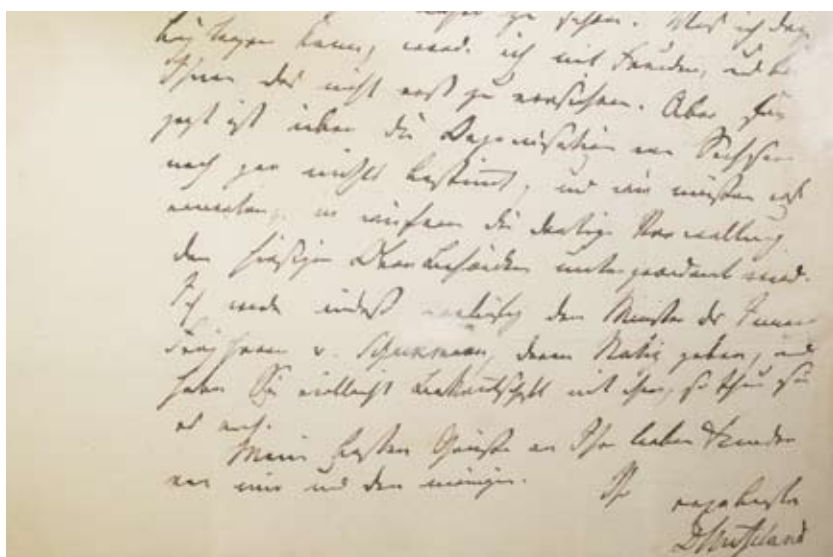


Brief von Christoph Wilhelm Hufeland an Friedrich Justin Bertuch ,

22. November 1814

Goethe- und Schiller-Archiv 06/884

Ausschnitt vor und nach der Restaurierung



Restaurierungsinitiative 2005 bis 2008 – Ein Rückblick

In den ersten Jahren konzentrierte sich die Tätigkeit der Freundesgesellschaft auf die Unterstützung des Archivs bei den Restaurierungsaufgaben. Von den im Archiv aufbewahrten rund 5 Millionen Blättern aus dem 16. bis 20. Jahrhundert wiesen etwa 10 Prozent Schädigungen auf. Der größere Teil davon ist nach wie vor durch verschiedene Schadensbilder bedroht. Der hohe finanzielle Aufwand zur Rettung der gefährdeten Handschriften erforderte zusätzlich zu den nicht so umfangreichen öffentlichen Mitteln die Gewinnung privater Förderer und Spender. Zu diesem Zweck wandte sich die Freundesgesellschaft im Jahr 2005 mit ihrer Publikation „Manuskripte“ an die Öffentlichkeit. Mit den darin beispielhaft angeführten gefährdeten 18 Autographen und Handschriften-Konvoluten sowie den konkreten Informationen über das Ausmaß der jeweiligen Schäden und die einzelnen erforderlichen Restaurierungsmaßnahmen wurden Spender für die Rettung der bedrohten Handschriften gesucht. Die Resonanz war beeindruckend. Die eingegangenen 20.000 Euro von 45 Einzelspendern sind ein Beleg dafür, dass der Erhalt unseres kulturellen Erbes vielen Menschen am Herzen liegt. Ausdrücklich sei an dieser Stelle nochmals allen Spendern für ihre Unterstützung gedankt!

Mit den Spenden wurden folgende Handschriften restauriert:

- Bettina von Arnim, Musiktheoretische Schriften
- Lord Byron, 5 Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, 1820–1823
- Johann Wolfgang von Goethe, „Kore. Nicht gedeutet!“
- Johann Wolfgang von Goethe, Paralipomenon „eine Methode einzuführen“
- Johann Wolfgang von Goethe, 6 Briefe an Johann Christian Kestner, 1772–1773
- Johann Wolfgang von Goethe, 3 Briefe an Friedrich Schiller, 1794–1797
- Johann Wolfgang von Goethe, Brief an Rosette Städel, 27. September 1815
- Christoph Wilhelm Hufeland, Brief an Friedrich Justin Bertuch, 22. November 1814
- Franz Liszt, Brief an Eduard Lassen, 30. Januar 1877
- Felix Mendelssohn Bartholdy, Komposition „The Last Rose of Summer“
- Nietzsche und Oehler, Stammtafel der Familien
- Friedrich Schiller, 4 Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, 1805

Mon.
I regret Mr. Plüsch will prevent my respectful
homage to the illustrious Goethe - if he sees that
great Man during his stay at Weimar.
Yours.
Lord Byron
April 6th 1829.

Brief von Lord Byron an Johann Wolfgang von Goethe, 6. April 1823
Goethe- und Schiller-Archiv 28/232 Bl. 8

Ein besonderer Erfolg unserer Bemühungen um die bedrohten Handschriften war die Zusage von Kulturstatsminister Bernd Neumann im Oktober 2007, dass dem Archiv für die Restaurierung des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe von der Bundesregierung die Summe von 220.000 Euro zur Verfügung gestellt würde. Mit ebenso großer Freude hatte die Freundesgesellschaft die Nachricht aufgenommen, dass sich für die Jahre ab 2008 die jährlichen Zuweisungen an Restaurierungsmitteln für das Archiv auf jeweils 125.000 Euro erhöht haben. Nach diesem Erfolg für die Sicherung der bedeutenden Autographen können die eingehenden Spenden nun insbesondere für die Neuerwerbung von Handschriften für das Archiv eingesetzt werden.

Unsere Kuratoren II

Klaus Mecklenburg
Wolfgang Mecklenburg

Das Goethe- und Schiller-Archiv und die Autographenhandlung J. A. Stargardt blicken auf eine jahrzehntelange Geschäftsbeziehung zurück. Eine gemeinsame Haltung zum Autographensammeln und der gegenseitige Respekt bildeten schon in den Zeiten der deutschen Teilung eine stabile Grundlage für die Zusammenarbeit. Neben dem Ankauf von Handschriften durch das Archiv, der allerdings durch mühevollen Geschäftsvorgänge erschwert und aufgrund mangelnder Devisen in den Vorwendejahren sehr eingeschränkt war, entwickelte sich weit unkomplizierter ein Gedankenaustausch über schwer zu identifizierende Handschriften. Bereits seit den 1950er Jahren standen die jeweiligen Archivdirektoren in Kontakt mit Klaus Mecklenburg (geb. 1930), der bei Abwesenheit seines Vaters und damaligen Firmeninhabers Günther Mecklenburg (1898–1984) die Geschäfte der in Marburg ansässigen Firma führte. Diese zählte das Weimarer Archiv gleichermaßen wie das Marbacher Literaturarchiv zu den „weltoffenen“ und setzte die Beziehungen nach der Wiedervereinigung verstärkt fort. Nach der Gründung der Freundesgesellschaft stand es außer Zweifel, dass im Kreis der Kuratoren auch die Autographenhandlung J. A. Stargardt vertreten sein sollte. Klaus Mecklenburg, damals schon 75jährig, zögerte nicht, wurde Mitglied des Vereins und belebte die Kuratorenrunde in den ersten Jahren. Ihm folgte 2010 sein Sohn Wolfgang Mecklenburg (geb. 1964), der heutige Geschäftsführer der seit 1991 in Berlin tätigen Firma. Auf deren Auktionen konnte die Freundesgesellschaft in den letzten Jahren dank vieler Spendenmittel bedeutende Handschriften für das Archiv erwerben. In den Stargardt-Katalogen erscheint seit einigen Jahren auch eine Anzeige unseres Vereins und, falls möglich, Hinweise auf aktuelle Ausstellungen im Archiv. Mit der engeren Anbindung der Geschäftsführer der Firma J. A. Stargardt an das Archiv über die Freundesgesellschaft sind gute Voraussetzungen für ein Weiterführen der erfolgreichen Beziehung auch für die nächsten Jahrzehnte gegeben.

Hans-Ulrich Jörges

Der Journalist gehört seit 2008 unserem Kuratorium an. Er wurde 1951 in Bad Salzungen in Thüringen geboren und wuchs in Frankfurt am Main auf. Seit 2007 ist er Mitglied der Chefredaktion der Illustrierten *stern* und Chefredakteur für Sonderaufgaben des Verlags Gruner + Jahr. Die Öffentlichkeit kennt ihn durch seine wöchentliche Kolumne *Zwischenruf* im *stern* sowie als Teilnehmer an politischen Diskussionsrunden im Fernsehen. Hans-Ulrich Jörges vermittelte uns über die Alfred Herrhausen Gesellschaft, das internationale Forum der Deutschen Bank, den Kontakt zu Dr. Josef Ackermann. Zudem entwickelte sich mit seiner Hilfe Verbindung zu einigen Firmen für mögliche Projekte im und mit dem Goethe- und Schiller-Archiv.

Nikolaus Turner

Der Jurist trat im Jahr 2006 unserem Verein bei und wurde noch im selben Jahr in das Kuratorium berufen. Hier bringt er seine reichen Erfahrungen als Vorstandsmitglied bzw. Treuhänder mehrerer Stiftungen und gemeinnütziger Organisationen ein. Weimar ist ihm vertraut aus seiner Tätigkeit in der Deutschen Schillerstiftung von 1859 und ebenso als Beiratsmitglied der aus einer testamentarischen Verfügung entstandenen Richard und Effi Biedrzyński-Stiftung zur Förderung der Goethe-Forschung bei der Klassik Stiftung. Nikolaus Turner, 1964 geboren, war langjähriger Geschäftsführer der Kester-Haeusler-Stiftung in Fürstenfeldbruck; seit 2009 arbeitet er als Geschäftsführer und Vorstandsmitglied der Stiftung Lindauer Nobelpreisträgertreffen am Bodensee. Er verfasste zahlreiche Veröffentlichungen über Themen aus dem Stiftungs- und Gemeinnützigkeitswesen. Für sein vielfältiges ehrenamtliches Engagement, u. a. auch im Bundesverband Deutscher Stiftungen, erhielt er 2008 das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

II Beiträge

NORBERT OELLERS

Vor einem Vierteljahrhundert:

Ein Vierteljahrhundert Weimar (1965–1990)

Es war nicht mein Ziel, Hochschullehrer zu werden. Aber als ich von meinem akademischen Lehrer gefragt wurde, ob ich sein Assistent werden wolle, sagte ich Ja. Das war im Sommer 1965. Da Benno von Wiese (Bonn) seine drei Assistentenstellen besetzt hatte, musste ich warten. Um den auf keinen Fall gewünschten Beruf eines Gymnasiallehrers einschlagen zu müssen, war ich mit dem Vorschlag meines Lehrers einverstanden, einstweilen mit einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Aussicht gestellten Stelle als Mitarbeiter an der Schiller-Nationalausgabe zufrieden zu sein – bis ein Assistent nach seiner Habilitation Platz für einen Nachfolger machte. Die Wartezeit dauerte vier Jahre, in denen ich mich um den Fortgang der von Lieselotte Blumenthal (Weimar) und Benno von Wiese herausgegebenen Schiller-Ausgabe bemühte. Danach trat ich in die Dienste der Bonner Universität.

Als ich mit der mir zugewiesenen Arbeit, der Herausgabe des Bandes 28 der Nationalausgabe (Schillers Briefe vom 1. Juli 1795 bis zum 31. Oktober 1796) begann, hatte ich von der Editionswissenschaft keine rechte Ahnung. Zwar hatte ich im Laufe des Studiums für verschiedene Seminararbeiten einige historisch-kritische Ausgaben benutzt, aber ohne deren besondere Qualitäten beurteilen zu können. Immerhin war ich mit einigen Texten der Hamburger Goethe-Ausgabe so unzufrieden, dass ich mir zu jedem Fest Bände der Züricher Gedenkausgabe, mit deren erstem Band Ernst Beutler 1948 an die Öffentlichkeit getreten war, schenken ließ. Nach dem Studium brauchte ich nur noch die Ergänzungsbände selbst zu kaufen, den letzten Band 1987. Da hatte ich schon längst, Weimar sei Dank, Schiller sei Dank, ein ordentliches Ein- und Auskommen.

Lieselotte Blumenthal, die bei Benno von Wiese in hohem Ansehen stand („sie macht bei der Ausgabe die Arbeit, ich gebe nur meinen Namen dazu“),

lernte ich im Spätsommer 1965 in Bonn kennen. Bei dem kurzen Gespräch sagte sie zur Ausgabe nur, ich solle sobald wie möglich die im Goethe- und Schiller-Archiv verwahrten Briefe Schillers meines Bandes „kollationieren“ und noch nicht Bekanntes „transkribieren“; sie werde mir behilflich sein. Ich versprach, mir Mühe zu geben.

Nachdem ich das Visum zum Besuch Weimars hatte, machte ich mich im Oktober 1965 auf den Weg mit der Eisenbahn. (Für alle späteren Besuche benutzte ich ein Auto.) Die Kontrollen an der Grenze waren streng, aber erträglich. In Weimar angekommen, machte ich mich zu Fuß auf den Weg in meine vorausbestellte Unterkunft, ins „Christliche Hospiz“ (Amalienstraße 2), in dem ich in den folgenden Jahrzehnten fast immer lebte, wenn mich die Nationalausgabe nach Weimar führte. Der Weg war mühsam, zwei Koffer drückten; schon vor dem Goetheplatz wurde die Volkspolizei auf mich aufmerksam, als ich eine Straße überquerte, ohne mich um eine 30 Meter entfernte Ampel zu kümmern. Mein Rechtfertigungsversuch (weit und breit war kein Auto zu sehen) wurde als bewusste Widersetzlichkeit angesehen. Von einem etwa 25-jährigen Uniformierten, der meine Ausweispapiere studiert hatte, sie aber weiterhin in seinen Händen hielt, wurde ich („Junger Mann, Sie ...“) belehrt, wie ich mich („in unserm Land“) zu benehmen hätte, sonst (pp). Das „Christliche Hospiz“, in das ich schließlich bei einbrechender Dunkelheit gelangte, war ausgebucht. Fräulein Leupold, die mich so freundlich empfing, als sei ich ihr wohlgeratener Neffe, wies mir eine Couch im Musikzimmer zu ebener Erde an, nur für die beiden ersten Nächte; danach war ein Zimmer im ersten Stock für mich vorgesehen.

Im Goethe- und Schiller-Archiv wurde ich am kommenden Morgen erwartet und freundlich begrüßt, nicht durch den Hausherrn Karl-Heinz Hahn, der auf Reisen war, und nicht durch Lieselotte Blumenthal, die eine Grippe an ihre Wohnung in der Belvederer Allee band, sondern durch die Aufpasserin am Eingang, durch die Aufsichtspersonen im Benutzerraum, durch den Magazinmeister Hans-Georg Ballo, der besser als ich wusste, welche Handschriften ich in den beiden nächsten Wochen studieren sollte, vor allem aber durch Eberhard Haufe, den Redaktor der Nationalausgabe, der Grüße von Lieselotte Blumenthal bestellte und in einem halbstündigen Gespräch nicht nur die Hoffnung auf eine gute Zusammenarbeit äußerte und mancherlei Fragen nach meiner Vergangenheit stellte, sondern auch den Wunsch äußerte, ich solle ihn und seine Familie an einem der nächsten Abende in seiner Wohnung (Cranachstraße) besuchen, um „über alles“ informiert zu werden. Natürlich bot er auch an, mich bei der mir so ungewohnten Arbeit in den beiden nächsten Wochen zu unterstützen.

Ich begann mit der Arbeit, verglich die Handschriften, die ich zunächst gemessen hatte (Breite × Höhe in Zentimetern) und deren Besonderheiten (Einzel- oder Doppelblatt? gerippt? Velin? Wasserzeichen? eigenhändig? vergilbt? stockfleckig? gesiegelt? Beschriftung von fremder Hand? wieviel beschrieben?) ich notiert hatte, mit den gedruckten Briefen, die zum größten Teil im vierten Band der Ende des 19. Jahrhunderts von Fritz Jonas herausgegebenen Ausgabe „Schillers Briefe“ veröffentlicht waren, und freute mich, wenn ich etwas korrigieren konnte. Im ersten Absatz des ersten Briefes, den ich durchsah (an Goethe vom 6. Juli 1795), entdeckte ich, dass es „begrüssen“ und nicht „begrüßen“ heißen müsse, und wenige Zeilen später kam mir ein Komma in den Blick, das Jonas übersehen hatte. Je mehr es zu verbessern gab, umso gewisser wurde mir, dass die neue Ausgabe ein Desiderat sei und ich der rechte Mann am rechten Ort.

Die Tage verliefen gleichmäßig mit dieser Arbeit, für die ich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bezahlt wurde – mit der Arbeit des Kollationierens. Leider schloss das Archiv schon um 16 Uhr, so dass mich die Arbeit kaum ermüdete. An einem Vormittag kam Karl-Heinz Hahn in den Benutzer-raum und wünschte mir freundlich das Beste. An einem anderen Vormittag ging ich zu vorgegebener Stunde ins Schloss, um mich Helmut Holtzhauer, dem Direktor (bald Generaldirektor) der „Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar“ vorzustellen. Die Begegnung verlief frostig. Ich erinnere mich, so getan zu haben, als bewegten wir uns auf dem gleichen Niveau. Noch einmal, ein halbes Jahr später, traf ich Herrn Holtzhauer und kannte mich in einer Angelegenheit, die ihn betraf, anscheinend besser aus als er. Damit war die letzte Chance eines geordneten Miteinanders vertan.

An einem Abend, den sie bestimmt hatte, besuchte ich Lieselotte Blumenthal. Sie war noch krank und lag im Bett. Natürlich sprachen wir über die Ausgabe, über Benno von Wiese, über Schwierigkeiten in politicis, über Elke, die Tochter, über Eberhard Haufe. Mir schien, dass sie nicht nur hoffte, sondern auch glaubte, die Zusammenarbeit mit mir könne gelingen. Bevor ich ging, sicherte sie mir zu, „bald“ ins Goethe- und Schiller-Archiv zu kommen; sie wolle auch vor meiner Abreise sehen, was ich geleistet hätte.

An einem Abend ging ich zu Haufes (Frau, Mann, zwei Söhne). Hier erfuhr ich viel über das Lebensschicksal der Ärztin, mehr noch über das ihres Mannes, der von der Leipziger Universität verwiesen worden war, weil er sich weigerte, öffentlich den Staat und seine Doktrin mitzufeiern. Die DDR nannte er einen Unrechtsstaat. Den Verstoßenen hatten Lieselotte Blumenthal und Joachim Müller (Jena) aus seiner misslichen Lage befreit: Dieser bot sich als

Doktorvater an, jene besetzte mit Haufe die erste Redaktorstelle der Nationalausgabe. Schon bald verband mich mit Eberhard Haufe eine dauerhafte Freundschaft.

Nur undeutlich erinnere ich mich an eine Massenveranstaltung, die zum Abschluss eines erfolgreich in Thüringen durchgeführten Manövers sowjetischer und DDR-Truppen auf dem Goetheplatz stattfand, mit einigen Reden und dröhnender Musik. Genauer weiß ich, wie es mir an einem Abend im „Russischen Hof“ erging: Mit einem Tischnachbarn kam ich ins Gespräch; nach wenigen Minuten ermahnte er mich, leiser zu sprechen. „Sehen Sie den Mann dort drüben, der alles mitschreibt?“ Ein anderer, viel älterer Mann heftete sich an meine Fersen, als ich ein paar Tage später einen Liebesfilm im Kino nicht zu Ende anschaute, weil er mich immer wieder derart zum Lachen reizte, dass die gestörten Nachbarn mich schließlich aufforderten, den Saal zu verlassen. Als ich auf dem Weg ins „Christliche Hospiz“ die ungebetene Begleitung in einem Abstand von etwa 15 Metern mir folgen sah, ging ich in einen Hauseingang, zündete mir eine Zigarette an und wartete. Nach wenigen Minuten ging ich weiter, der Begleiter hatte auch gewartet und folgte mir wieder. Ins „Hospiz“ kam er mir nicht nach, aber er blieb vor dem Haus stehen und machte sich Notizen, wie ich bei einem Blick aus dem Fenster sah. Ich sprach ihn an: ob ich ihm etwas über mich diktieren solle. Die Frage beantwortete er, indem er sich entfernte.

Da die Schillersche Handschrift mühelos lesbar ist, hatte ich keine große Mühe, Fehler früherer Drucke zu entdecken. Und so war ich überzeugt, dass Lieselotte Blumenthal, die nach überstandener Krankheit ein paar Tage vor meiner Abreise ihre Arbeit im Archiv wieder aufgenommen hatte, mit dem Ergebnis meines Bemühens einverstanden sein werde. Ich gab ihr die Handschriften von 10 Schiller-Briefen und eine Liste meiner Corrigenda dazu. Am folgenden Tag rief sie mich in ihr Zimmer und teilte mir ihr Urteil mit: Zwar hätte ich dies und das übersehen, aber für den Anfang hätte ich ganz gut gearbeitet.

Ich hätte ganz gut gearbeitet, habe Frau Blumenthal anerkennend gesagt, teilte ich, zurückgekehrt nach Bonn, beim nächsten Telefongespräch Benno von Wiese mit. Etwa einen Monat später rief er mich verärgert an: Er habe Frau Blumenthal (die er irgendwo getroffen hatte) gesagt, er freue sich, dass sie mich gelobt habe und nun wisse, welch ein Gewinn ich für die Nationalausgabe sei. Darauf habe sie erstaunt gefragt: „Ein Gewinn? Hat Ihnen Herr Oellers nicht gesagt, wie viele Fehler er gemacht hat?“ Er nehme mir übel, sagte von Wiese am Telefon, dass ich ihm Frau Blumenthals deutliche Kritik verschwiegen habe. Ich nahm beiden übel, dass sie über mich uneins waren.

Bis zu meinem zweiten Weimar-Besuch im Frühjahr 1966 brachte ich Band 28 der Schillerausgabe ein Stück voran. Nach einem Besuch im Schiller-Nationalmuseum (Marbach a. N.) begann ich, die vorläufige Fassung der kollationierten Briefe zusammenzutragen, die nötigen Angaben zur Überlieferung zu formulieren, Erläuterungen (Einzelstellenerläuterungen) beizuschaffen und Hilfen bei denen zu suchen, die für die Beantwortung schwieriger Fragen weniger Zeit brauchten als ich.

Was die Arbeit im Goethe- und Schiller-Archiv (wie in anderen Archiven auch) betrifft, so lief sie nach 1965 ziemlich gleichförmig ab: Ich verbesserte die Texte, die ich herausgeben sollte, und erweiterte meine Kenntnisse der deutschen Literaturgeschichte um 1800, sofern sie für den Band 28, ab 1968 für den mir in diesem Jahr aufgetragenen Band 36 (Briefe an Schiller vom 1. November 1795 bis zum 31. März 1797) anscheinend nützlich waren. Wichtiger als diese Arbeit (die Ausübung meines Berufs) wurde mir die Beziehung zu Menschen, die ich in 25 DDR-Jahren kennen lernte, von denen einige mir bis heute freundschaftlich verbunden sind – wenn sie noch leben. Davon soll in Kürze berichtet werden, bevor auch an unangenehme Ereignisse zu erinnern ist, die mit den vielen Übertritten in ein fremdes Land, das sich in einem permanenten Konflikt mit seinem westlichen Nachbarn sah, zusammenhängen.

Im „Christlichen Hospiz“ fühlte ich mich 20 Jahre sehr wohl. Fräulein Leupold und ihre Nachfolgerin Fräulein Müseler nahmen mich stets mit offenen Armen auf, freuten sich auch, wenn ich meine Familie mitbrachte, und sorgten für meine (unsere) Zufriedenheit, wie es nur immer möglich war. In den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch ging die Leitung des Hauses an ein Ehepaar, von dem gesagt wurde, es sei höheren Ortes aus politischen Gründen von Berlin nach Weimar geschickt worden. An die Stelle des Gefühls der Geborgenheit trat das Gefühl der Unsicherheit; ich erfuhr die Ungunst, beobachtet zu werden.

Im Goethe- und Schiller-Archiv wurde ich natürlich immer beobachtet, wie es in allen Archiven der Welt selbstverständlich ist, dass Benutzer, die mit wertvollen Handschriften umgehen, beobachtet werden. Ich fühlte mich in dem von Karl-Heinz Hahn energisch geführten Haus bald heimisch, nicht zuletzt wegen der regelmäßigen Anwesenheit Lieselotte Blumenthals und Eberhard Haufes, auf deren Hilfen ich am Anfang meiner editorischen Tätigkeit angewiesen war. Als ich auf eigenen Füßen stand, entwickelten sich die beruflichen Beziehungen schnell zu freundschaftlichen, die andauerten, bis der Tod die Freundin im Oktober 1992 und den Freund im März 2013 fortnahm. Fachkollegen wie Edith und Horst Nahler, die ich erst ziemlich spät

kennen lernte, als sie dabei waren, Bände der Nationalausgabe zu bearbeiten, reihten sich ebenso wie Eva Beck, die mir einige Jahre im Benutzerraum auf die Finger schaute, nach Jahren respektvollen Umgangs in den sich stetig erweiternden Kreis meiner Weimarer Freunde ein.

Aus beruflichen Gründen machte ich 1966 meinen ersten Besuch im Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, um zu berichten, wie weit ich mit Band 28 der Nationalausgabe gekommen sei, und um zu erfahren, was bei der Herstellung eines für den Druck bestimmten Typoskripts zu beachten sei. Ich traf die Leiterin des Verlags, Leiva Petersen; ich traf den Lektor Günter Herold. Mit beiden wurde ich in den folgenden Jahren vertraulich-vertraut; an beiden schätzte ich Eigenschaften, die sie in ganz unterschiedlicher Weise gleichsam repräsentierten: Klugheit und Bildung und Urteilsfähigkeit, eingebettet in eine Menschlichkeit, die nicht bemüht werden musste. Als Hubert Amft im Verlag an die Stelle Günter Herolds trat, wurde er mühelos der Vierte in unserem Bund, auch wenn er sich am Rand unserer Runde einrichtete.

Bei fast allen Besuchen, die ich in Weimar seit 1966 machte, folgte ich abends Einladungen, die von Lieselotte Blumenthal, Leiva Petersen, Eberhard Haufe und Günter Herold kamen.

Allmählich erweiterte sich der Kreis meiner privaten Beziehungen, die zu Freundschaften führten. Konrad Paul vom Aufbau Verlag ist an erster Stelle zu nennen: umtriebig, offen und gescheit, ein wandelnder Zitatenschatz außerdem. Er äußerte sich auch in der Öffentlichkeit ohne Zurückhaltung über missliche Zustände in der DDR, so dass ich mich wunderte (und bis heute wundere), warum er nicht gemäßregelt wurde von denen, die er kritisierte und die juristische Mittel zur Maßregelung hatten. (Nach 1990 erfuhr ich, dass Konrad Paul sehr wohl im Visier der Stasi war.) Konrad Paul und seine Frau Ingrid baten mich 1977, die Patenschaft über ihr erstgeborenes Kind (Franziska) zu übernehmen. Über die Bitte freute ich mich sehr. Sieben Jahre später wurde ich von Anneliese Klingenberg, mit der ich seit 1979 befreundet war, zum Patenonkel ihrer Enkelin Judith bestellt; so habe es die Tochter Annette, die sich in Ungarn eingerichtet hatte, gewünscht. Natürlich leistete ich auch jetzt gern meinen Beitrag zur gesamtdeutschen Zukunft, die mir immer greifbarer wurde, je länger ich Weimar als meinen zweiten Wohn- und Heimatort ansah. Von Anneliese Klingenberg ist auch zu berichten, dass sie mein Verhältnis zu Irmtraut Schmid, deren Mann Gerhard im Goethe- und Schiller-Archiv mir schon seit Jahren freundlich begegnet war, beförderte, so dass auch hier der Grund für mögliche Freundschaften gelegt wurde.

Vermittelt durch Konrad Paul, lernte ich in den frühen 70er Jahren Wulf Kirsten kennen, mit dem ich einige Abende verbrachte, an denen wir weni-

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR IN WEIMAR

DER GENERALDIREKTOR

Weimar, den 8. Januar 1980

B e s c h e i n i g u n g

Herr Professor Dr. Norbert Oellers, Bonn 2, Rüdigerstraße 14, ist Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe, die gemeinsam von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach (Neckar) veröffentlicht wird. Herr Professor Oellers hält sich vom 14. bis 23. Februar 1980 in Weimar auf, um Gespräche über Probleme der Ausgabe zu führen und an den von ihm betreuten Werk- und Briefbänden im Goethe- und Schiller-Archiv der NFG zu arbeiten. Er hat bei der Hin- und Rückreise verschiedene Materialien (Manuskripte, Kopien, Korrespondenzen u. a.) bei sich, die sich auf seinen dienstlichen Auftrag beziehen.



Walter Dietze

Dr. sc. Walter Dietze
Generaldirektor

Bescheinigung für Norbert Oellers vom 8. Januar 1980

ger über die allgemeinen politischen Verhältnisse als über die deutsche Gegenwartsliteratur und meine Arbeit an der Schillerausgabe sprachen; außerdem wurde ich einbezogen in die durch staatliche Willkür bedingten familiären Probleme der Familie Kirsten, deren Söhne benachteiligt wurden, weil die Eltern aufrecht blieben. So war es auch mit Haufes bestellt.

Ich fuhr nach Weimar, zunächst zweimal, später dreimal, manchmal auch viermal im Jahr, um die Schiller-Nationalausgabe voranzubringen. Was sich in dieser Hinsicht ereignete, sei nun kurz mitgeteilt: Ich gab bis 1990 vier Bände allein, drei zusammen mit Frithjof Stock (Bonn) und einen mit Georg Kurscheidt (Alverskirchen) heraus; als Mitherausgeber der Ausgabe (seit 1978 in der Nachfolge Benno von Wieses) betreute ich, zusammen mit Siegfried Seidel, der 1978 als Mitherausgeber die Nachfolge Lieselotte Blumenthals angetreten hatte, vier Text- und fünf Briefbände, die bis 1990 erscheinen konnten.

Siegfried Seidel war kein gelernter Philologe, aber ein aufrechtes Mitglied der SED. 1968 wurde in (Ost-)Berlin verfügt, er solle in Weimar neben Eberhard Haufe und Lieselotte Blumenthal der Schillerausgabe, die als gesamtdeutsches ‚Ereignis‘ so schnell wie möglich ihre aktuelle Bedeutung verlieren sollte, editorisch auf die Sprünge helfen. Natürlich war das leichter gesagt als getan; denn Siegfried Seidel konnte nicht mehr ausrichten als Eberhard Haufe: Mitarbeiter ermahnen, sich zu beeilen, dann die eingereichten Typskripte studieren und korrigieren, Fehler in den Fahnen und Umbrüchen einzelner Bände aufspüren und die Herausgeber ums Imprimatur bitten. Seidel war ein außerordentlich gründlicher Korrekturleser, von dem es hieß, er könne einen kursiv gesetzten Punkt von einem recte gesetzten unterscheiden. 1970 wurde er Haufe übergeordnet. Im selben Jahr kam es zu einer weiteren Brüskierung meines Freundes Haufe. Ich hatte vorgeschlagen, er möge für einen von Benno von Wiese geplanten Band „Deutsche Dichter der Gegenwart“ den Artikel über Johannes Bobrowski, den er kannte wie kaum ein anderer, schreiben. Er hoffte, dass er von seinem Dienstherrn Helmut Holtzhauer die Erlaubnis erhalten werde, das Angebot anzunehmen. Er hoffte vergeblich. Helmut Holtzhauer teilte in einem Brief vom 6. Oktober 1970 an Benno von Wiese mit, Haufe solle nicht durch Nebenarbeiten von seinen Verpflichtungen gegenüber der Nationalausgabe abgelenkt werden. „[...] das wollen wir wohl beide nicht.“ Anfang 1972 wurde Eberhard Haufe, den viele Schicksalsschläge krank gemacht hatten, invalidisiert.

Siegfried Seidel tat, was er konnte. Natürlich betrübte ihn, dass die Nationalausgabe nur langsam vorankam; aber er fand dafür in Berichten an die Berliner Obrigkeiten immer wieder triftige Gründe; deshalb konnte es ohne



Auszug aus dem Reisepass von Norbert Oellers

fachfremde Eingriffe weitergehen (nach 1978 immerhin schneller als in den Jahrzehnten zuvor). Als die DDR im Herbst 1989 in Bewegung geriet, sorgte er sich nicht nur um den Fortbestand der Ausgabe, sondern auch um seine eigene Zukunft. Er schrieb mir einen langen Brief, der auf Umwegen nach Jerusalem kam, wo ich im Wintersemester 1989/90 an der Hebrew University zu tun hatte, und in diesem Brief fragte er mich um Rat: was er tun könne, was ich für die Zukunft der Ausgabe erwartete. Ich antwortete besänftigend, die Ausgabe werde ihn auch weiter brauchen, alles werde sich – auch für ihn – zum Besseren wenden. Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm ich im Frühjahr 1990 an einem Fest zu seinem 65. Geburtstag teil; wir duzten uns. Im Juli 1991 starb er.

Es sei noch mitgeteilt, wie es mir bei meinen vielen Überschreitungen der deutsch-deutschen Grenze erging und welche Szenen, in denen ich mit der Volkspolizei auf derselben Bühne agierte, in meiner Erinnerung gespeichert sind. Eine ‚richtige‘ Grenze gab es ja nur auf dem Gebiet der DDR, in meinem Fall bei Wartha, wo die Autos angehalten und abgefertigt wurden. Viel Betrieb gab es selten, die Abfertigung ging mal schnell, mal quälend langsam vonstatten, im letzteren Fall mit genauer Durchsuchung von Taschen und

Koffern, Stochern im Benzintank, Besichtigung des Motors, Lüftung der Fußmatten und Durchwühlen des Handschuhfachs. Zuweilen wurden Bücher konfisziert, weil sie nicht auf der „Liste der Bücher, die eingeführt werden dürfen“ standen. Es war wohl 1967, als ich mit dieser Begründung Truman Capotes als meine Abendlektüre vorgesehenen Roman „Kaltblütig“ einbüßte. Das Buch gehöre in den Reißwolf, beschied mich ein Grenzwärter, nachdem er ein wenig darin geblättert hatte. Er konnte ja auch nicht wissen, dass der Berliner Verlag Volk und Welt schon bald, nämlich 1968, das Werk für Leser in der DDR veröffentlichte. Einmal wurde ein Koffer, in dem sich etwa 30 für Freunde in der DDR bestimmte Bücher (u. a. eine Nietzsche-Ausgabe) befanden, nicht geöffnet, während der Nachbarkoffer, der Wäsche für 14 Tage enthielt, streng inspiziert wurde.

Erleichtert wurden mir Ein- und Ausreisen seit Ende der 70er Jahre durch die Erteilung von Dauervisa, die in der Regel eine Gültigkeit von einem halben Jahr hatten. Erleichternd waren auch die Bescheinigungen, die mir die Nachfolger des 1973 gestorbenen Helmut Holtzhauer, Walter Dietze und Werner Schubert, mit auf die Wege gaben, aus denen die Grenzsoldaten erfuhren, was ich in der DDR zu suchen hatte und welche Arbeitsunterlagen ich gewöhnlich in meinem Gepäck hatte: „Herr Professor Oellers führt Materialien verschiedener Art zur klassischen deutschen Literatur (Manuskripte, Kopien, Bücher) mit sich, die für seine Tätigkeit unumgänglich nötig sind.“ So Werner Schubert in seiner „Bescheinigung“ vom 12. März 1986.

Die Bescheinigungen hatten ganz verschiedene Wirkungen: Es gab Zeiten (nicht nur einzelne Tage oder Wochen), in denen bei der Ausreise mein Gepäck gar nicht kontrolliert wurde, und andere, in denen die Kontrolle besonders gründlich war. Ich versuchte, mich darauf einzurichten, und so gelang es mir zuweilen, etwas aus dem Osten mitzunehmen, das in den Westen gehörte. Ein Beispiel: Irgendwann in den frühen 80er Jahren brachte Jürgen Jahn (Aufbau Verlag, [Ost-]Berlin) drei Aktenordner zum Freund Konrad Paul, die ich zu einem Angehörigen von Ernst Bloch (der 1977 in Tübingen gestorben war) bringen sollte. Die Ordner enthielten eine überarbeitete Fassung von Blochs in den Jahren 1954 bis 1959 zuerst erschienenem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ und waren gerade im Verlag angekommen, als Bloch 1961 in die Bundesrepublik übersiedelte. Der Aufforderung ‚von oben‘, den Inhalt der Aktenordner zu vernichten, kam Jürgen Jahn nicht nach; er brachte sie in seinen Keller und viele Jahre später nach Weimar. Als Konrad Paul mir die Ordner mit auf den Weg geben wollte, war gerade die Zeit für ein solches Unternehmen nicht günstig. Die Ordner gingen wieder zurück nach Berlin. Als ich nach geraumer Zeit signalisierte, dass ein Transport der Ordner nun

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR IN WEIMAR

DIE GENERALDIREKTION

B e s c h e i n i g u n g

Herr Professor Dr. Norbert O e l l e r s ,
Bonn 2, Rüdigerstraße 14,

Mitherausgeber der Schiller-Nationalausgabe, die gemeinsam von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und vom Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar herausgegeben wird und beim Verlag Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar im Druck erscheint, hält sich im Zeitraum vom 16. Februar 1986 bis 16. August 1986 mehrmals dienstlich in Weimar auf. Er nimmt an Beratungen an unserer Institution und beim Verlag teil und arbeitet im Goethe- und Schiller-Archiv der NFG. Herr Professor Oellers führt Materialien verschiedener Art zur klassischen deutschen Literatur (Manuskripte, Kopien, Bücher) mit sich, die für seine Tätigkeit unumgänglich nötig sind.

Weimar, 12. März 1986



W. Schubert
Prof. Dr. Werner Schubert
Generaldirektor

Bescheinigung für Norbert Oellers vom 12. März 1986

vermutlich unproblematisch sei, wurden sie wieder nach Weimar geschafft. Ich nahm sie mit nach Bonn und traf mich wenig später in Mainz mit einem Sohn Blochs.

Es mag Mitte der 80er Jahre gewesen sein, als ich in meinen Unterlagen einen Brief Goethes an Schiller über die Grenze brachte, von dem ich bis heute nicht weiß, wie er aus dem Goethe- und Schiller-Archiv herauskommen konnte. Ich bemerkte das Missgeschick erst nach vier Monaten, als ich die Materialien für meine nächste Reise nach Weimar, die am folgenden Tag stattfinden sollte, zusammensuchte. Ich rief Siegfried Seidel an, um die Reise aus verständlichen Gründen abzusagen. Er drängte darauf, dass ich kommen solle. Er werde schon dafür sorgen, dass ich nicht kontrolliert würde, und so könnte der Brief wieder ins Archiv gelangen. In Weimar angekommen, bat ich Herrn Ballo um ein Vieraugengespräch und gab ihm ohne weitere Erklärung den Brief.

Die Jahre 1985 bis 1988 waren für mich reich an unangenehmen Erlebnissen, die mit meinen Reisen nach Weimar in Zusammenhang standen. Einige von ihnen möchte ich hier erwähnen. Während eines Aufenthaltes in der Klassikerstadt im Mai 1985 wurde ich eines Nachts im „Christlichen Hospiz“ bestohlen. Mein Notizbuch mit persönlichen Papieren und einigen Ausweisen war aus meiner leicht erreichbaren Jacke entwendet worden. Ich ging zur Polizei und meldete den „Verlust“ und bat: Wenn das Notizbuch gefunden werden sollte, möge es nach Bonn geschickt werden; meine aktuelle Adresse sei aus den fortgekommenen Papieren nicht zu entnehmen. Der Polizist beschied mich: „Wenn das Notizbuch gefunden wird, schicken wir es an Ihre Botschaft nach Berlin; von dort kann es dann weitergeleitet werden.“ Ich fuhr nach Bonn zurück, nach einigen Wochen besorgte ich mir einen neuen Führerschein. Und dann bekam ich Post aus Frankfurt/Main: einen Umschlag, auf dem in Druckbuchstaben die Adresse stand: „Norbert Oellers / München / Türkenstraße Nr 78/II“. Die Adresse war von meinem Führerschein, den ich 1957 in München erworben hatte, abgeschrieben. Gestempelt war der Brief in Köln; dort (?) war vor „München“ mit anderer Hand noch die Postleitzahl „8000“ gesetzt worden. (Das spricht dafür, dass die Sendung einem von Ost nach West Reisenden mitgegeben worden ist.) Die Münchner Post fand mich nicht und stempelte auf der Rückseite des Umschlags: „Unbekannt“, auf der vorderen Seite: „Zurück/Retour“. Zurück? Es gab keine Absenderanschrift. Die Sendung ging dann von München an die Oberpostdirektion Frankfurt; ein Aufkleber nennt den Grund: „Amtlich geöffnet zur Ermittlung des Empfangsberechtigten durch die Ermittlungsstelle für Briefsendungen der Deutschen Bundespost“. Ende Juni 1985 be-

kam ich wieder, was mir entwendet worden war. Alles war wieder da, die losen Papiere hatten allerdings eine neue Ordnung erhalten. Und nun hatte ich zwei gültige Führerscheine.

Im Herbst 1986 bat mich ein TV-Mitarbeiter aus München, bei meinem nächsten Weimar-Besuch für Aufnahmen und Gespräche zur Verfügung zu stehen; „Report München“ plane, etwas über Weimar zu senden. Zwei Reporter führte ich wenig später durch die Stadt, sagte dies und das, lobte die Gastfreundschaft und die Arbeitsbedingungen im Archiv, die Freunde, die ich gewonnen hatte etc. Nur etwa 10 Prozent dessen, was ich sagte, war kritisch; es betraf, wenn ich mich richtig erinnere, die Mangelwirtschaft, die Öffnungszeiten des Archivs, die nötige Vorsicht vor ‚bestimmten Menschen‘, die Trennung auch der Germanistik in West und Ost u. ä. In der bald ausgestrahlten Sendung kam ich ausschließlich mit meinen kritischen Bemerkungen zu Wort. Karl-Heinz Hahn tadelte mich Monate später, als ich wieder im Archiv war, und drohte, meine Reiseerlaubnis überprüfen zu lassen, wenn ich mich nicht ‚zurückhaltender‘ verhalten würde. Leiva Petersen trug er auf, mich zu ermahnen.

Ein Letztes noch: An einem Novemberabend 1988 wurde ich, wie üblich, auf dem Weg von der Grenze nach Weimar von zwei jungen Polizisten gestoppt und zur Kasse gebeten, weil ich angeblich entgegenkommenden Verkehr behindert („gefährdet“) hätte durch zu späte Abblendung des Lichts. 70 DM sollte ich begleichen, ich reichte einen 500 DM-Schein hin, der aber nicht gewechselt werden konnte. Während die beiden Männer in ihrem Wagen irgendetwas suchten, beschloss ich, ihnen nach ihrer Rückkehr einen kurzen Vortrag zu halten über die bedauerliche Unfreundlichkeit, mit der Gäste in der DDR behandelt würden. („Nirgendwo in der weiten Welt habe ich so schlechte Erfahrungen gemacht.“) Ich schloss meine Ansprache mit der Prophezeiung, dass es die DDR in fünf Jahren nicht mehr geben werde. Dass mir am folgenden Tag auf dem Weg nach Leipzig, wohin mich ein freundlicher Kollege zu einem Vortrag eingeladen hatte, ein junger DDR-Bürger in die Vordertür meines Autos (also neben mir) fuhr, ist vielleicht am einfachsten damit zu erklären, dass ich am Abend zuvor die DDR beleidigt hatte.

1990 hoffte ich, meine Stasi-Akte (von der mir Siegfried Seidel einmal beiläufig gesprochen hatte) bald einsehen zu können. 1992 erhielt ich die Auskunft von der Gauck-Behörde in Berlin, dass ich in einer „Kerblochdatei“ erfasst sei, in der die Namen möglicher DDR-Feinde stünden, die „aufgrund der besonderen gesellschaftlichen Stellung bzw. beruflichen Tätigkeit“ im Konfliktfalle „vorrangig vorbeugend zu sichern“ seien. 1995 erfuhr ich, dass meine Akte bereits im November 1989 in Erfurt verbrannt worden sei.

Widerstreitende Gefühle bewegen mich, wenn ich an meine vielen Reisen nach Weimar denke. Inzwischen überwiegen die Erinnerungen an die vielen positiven Erlebnisse, die ich Menschen verschiedener „gesellschaftlichen Stellung bzw. beruflichen Tätigkeit“ verdanke. Mit Freude sehe ich jeder Reise nach Weimar entgegen, der Freunde wegen, aber auch, weil das Goethe- und Schiller-Archiv meine liebste Arbeitsstätte ist, von meinem heimischen Schreibtisch abgesehen.

III Projekte des Goethe- und Schiller-Archivs

SABINE SCHÄFER

Zwischen Briefregistratur und Internet – Die Regestausage „Briefe an Goethe“¹

Am 21. November 1782 schreibt Goethe, sichtlich bewegt, an den vertrauten Freund Karl Ludwig von Knebel: „Alle Briefe an mich seit 72 [...] lagen bey mir in Päckchen ziemlich ordentlich gebunden, ich sondre sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wirds doch manchmal heis dabey. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird“.² Die Mitteilung an Knebel belegt, dass Goethe schon in jungen Jahren die eingehenden Briefe in chronologischer Folge sammelte und in gehefteter Form archivierte. Umso bedauerlicher ist es für die Nachwelt, dass er diese und viele andere Briefe im Sommer 1797, vor seiner Abreise in die Schweiz, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung“ eigenhändig verbrannt hat.³

31

Die Überlieferung der Briefe an Goethe

Obwohl vor allem bei dem Autodafé von 1797 fast alle Briefe verloren gegangen waren, die Goethe vor seinem 42. Lebensjahr erhalten hatte, beträgt die Anzahl der überlieferten an Goethe gerichteten Briefe – ohne die amtlichen Schreiben – annähernd 20.000 Stück. Sie sind Gegenstand der Edition „Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform“ (Regestausage), die im

- 1 Gesamtausgabe in Regestform (künftig RA). Bd. 1ff. Weimar 1980ff. Hrsg. von der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv; bisher erschienen: Bd. 1-8, 1764–1819, in Vorbereitung; Bd. 9, 1820–1822.
- 2 Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe; künftig WA). Abt. IV: Briefe, Bd. 6, S. 96.
- 3 Tag- und Jahreshefte, WA, Abt. I: Werke, Bd. 35, S. 73.

Goethe- und Schiller-Archiv erarbeitet wird und deren erster Band 1980 und deren jüngster Band 2011 im Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar erschienen ist. Die Handschriften werden – ein Glücksfall für die Forschung – bis auf wenige Ausnahmen im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar aufbewahrt. Mehr als zwei Drittel von ihnen bilden innerhalb des Goethe-Nachlasses einen Archivbestand, der aus Goethes originaler, chronologisch geordneter Briefablage (auch: Briefregistratur) hervorgegangen ist; er wird von der Regestausage vollständig erschlossen. Der authentische Kern besteht aus 157 Heften in dem für die Aktenführung der damaligen Zeit charakteristischen Folioformat, die von Goethes Sekretären beschriftet sind. In diesen sogenannten Quartalsfaszikeln hatte Goethe die eingegangenen Briefe und Billets, die keinem laufenden Geschäft zuzuordnen waren, ohne Ansehen der Person des Absenders vierteljahresweise archivieren lassen. Die Hefte sind lückenlos vom 4. Quartal 1792 bis zum März 1832 überliefert, was bedeutet, dass Goethe im Sommer 1797 die letzten fünf Jahrgänge vom Feuer verschont hatte. Am reichhaltigsten und aus archivarischer und editorischer Sicht am interessantesten sind die Jahrgänge bis 1804/05. Bis 1804 hatte sein Sekretär Ludwig Geist die Briefe samt An- und Beilagen – Gedichten, kleineren Drucksachen, Rechnungen und Briefen an andere Adressaten, die Goethe von seinen Korrespondenten übermittelt worden waren, – und die Konzepte zu Goethes eigenen Briefen in einer gemischten Serie gesammelt. Spätestens 1823 wandte sich Goethe diesen frühen Heften wieder zu und entnahm den Jahrgängen 1794 bis 1805 Schillers Briefe und Billets, um die Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit Schiller vorzubereiten. Wenig später versah er dieselben Hefte, mit Ausnahme der Jahrgänge 1800 bis 1802, mit Blatt- bzw. Stückziffern und überarbeitete auf ihrer Grundlage die entsprechenden Abschnitte der „Tag- und Jahreshefte“. Gegen Ende seines Lebens unterzog Goethe die Briefsammlung einer letzten Revision; wieder sonderte er Briefe aus und verbrannte sie.⁴ Er griff, wie Gerhard Schmid treffend formuliert, „bewußt gestaltend in sein persönliches Archiv“ ein, „um der Nachwelt das Bild seines Handelns so zu übermitteln, wie es seinen Vorstellungen entsprach“.⁵

Goethe hinterließ die Briefablage von wenigen Ausnahmen abgesehen in geheftetem Zustand. Seine Nachlassverwalter hingegen haben sie – in vie-

4 Vgl. WA, Abt. III: Tagebücher, Bd. 13, S. 40 und 148.

5 Inventare des Goethe- und Schiller-Archivs. Bd. 2. Goethe-Bestand. Teil 1. Gedichte. Redaktor: Gerhard Schmid. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv. Weimar 2000, S. XXVf.

len Fällen irreversibel – beschädigt, als sie die Hefte in dem Bestreben, die wichtigen von den unwichtigen Briefen und Briefschreibern zu trennen, an zahllosen Stellen aufschnitten und jedes vierte bis fünfte Blatt entnahmen. Kein einziges Heft blieb unangetastet, und es entstand – ganz gegen Goethes Intention – neben der chronologischen eine alphabetische Briefreihe. In den Mappen werden heute ca. 5.000 Handschriften nach Absendern geordnet lose aufbewahrt, darunter überproportional viele undatierte Billetts. Die Regestausage führt beide Reihen virtuell zusammen und gibt der Briefregistratur damit ihren chronikalischen Charakter zurück.

Charakteristik der Briefe an Goethe

Wer hat an Goethe geschrieben, und worüber? Von den affektbeladenen Briefen, die er in seinen jüngeren Jahren empfangen hatte, und von weiteren ‚verfänglichen‘ Briefen hatte sich Goethe konsequent getrennt. So ist es nur folgerichtig, dass die meisten überlieferten Briefe sachlich gehalten sind und Berichtscharakter und Mitteilung dominieren. Zu den mehr als 3.500 Briefschreibern gehören neben den allgemein bekannten Korrespondenzpartnern von Charlotte von Stein über (Groß-)Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und Christian Gottlob von Voigt bis zu Friedrich von Schiller und Karl Friedrich Zelter so bedeutende Zeitgenossen wie Heinrich Heine, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Johannes von Müller, Lord Byron und Alessandro Manzoni. Die übrigen vielleicht 3.400 Absender stellen einen Querschnitt durch die damalige Gesellschaft dar: Angehörige der Hofgesellschaften von Weimar bis Wien, deutsche, russische und französische Diplomaten, höhere, mittlere und niedere Beamte, Professoren, Privatdozenten und Studenten aller Fakultäten, Gymnasiasten, Militärangehörige, Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Gärtner, Mechaniker, Wein-, Kunst- und Mineralienhändler, Verleger, Schriftsteller aller Gattungen, Musiker, Schauspieler, Bildhauer, Maler und Stecher und dazu einige Kunstfälscher und Polizeispitzel. Die einen stehen mit Goethe in intellektuellem Austausch, andere schreiben als Kollege oder Untergebener, noch andere tragen persönliche Wünsche oder Forderungen an ihn heran, wobei die einen mehr auf die Humanität des Dichters setzen und andere auf den Einfluss des Ministers. Etwa jeder zehnte Brief ist von einer Frau geschrieben. Je weiter sich Goethes Ruhm ausbreitet, desto mehr wirkliche oder vermeintliche Verehrer suchen seinen Rat oder wünschen, von ihm empfangen zu werden. Fast die Hälfte aller Briefe kommt aus Weimar und Jena, mit deutlichem Abstand folgen Berlin und Goethes Vaterstadt Frankfurt am Main. Es lässt sich denken, dass dieser riesige Briefbestand,

ist er erst einmal entsprechend aufbereitet, äußerst vielfältig auswertbar ist. Aus dieser Masse an Briefen sind die großen Korrespondenzen – von Schiller bis Zelter und Charlotte von Stein bis Marianne von Willemer – längst publiziert. Vor kurzem ist der Briefwechsel zwischen Goethe und seinem Sohn August hinzugekommen, der viel darüber verrät, wie Goethe sein enormes tägliches Arbeitspensum mit Unterstützung seines Sohnes und anderer Helfer organisiert hat. Nach wie vor steigt die Zahl von Auswahlmengen, thematischen Veröffentlichungen, Einzeldrucken in Jahrbüchern und Zeitschriften usw. Insgesamt dürfte im Laufe der letzten 150 Jahre ungefähr die Hälfte aller Briefe veröffentlicht worden sein, vollständig oder auszugsweise, kommentiert oder unkommentiert, buchstabengetreu oder in modernisierter Orthographie. Alles das ist jedoch kein Ersatz für eine chronologisch geordnete Gesamtausgabe, in der überhaupt erst sichtbar werden kann, wie die verschiedenen Korrespondenzen und einzelnen Briefe direkt oder indirekt miteinander vernetzt sind.

Das Regest als Form der Brieferschließung und -edition

Für die Briefe an Goethe ist der Weg der herkömmlichen kommentierten Gesamtausgabe versperrt. Eine wortgetreue Textedition muss, solange sie an die Buchform gebunden ist, schon an der Masse des Materials scheitern. Wie aber kann man die ca. 20.000 Briefe an Goethe dennoch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen? In den 1960er Jahren haben der damalige Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, Karl-Heinz Hahn, sowie der Literaturwissenschaftler Hans-Heinrich Reuter und der Linguist Franz Schmidt mit der Regestaussgabe eine Erschließungs- und Editionsform speziell für den so vielfältig verwobenen Bestand der Briefe an Goethe entwickelt. Der Terminus Regest stammt aus der Mediävistik und bezeichnet dort eine Präsentationsform, mit der Historiker der Forschung große Quellenbestände, meistens Urkunden, zugänglich machen, wobei das einzelne Regest den relevanten Inhalt der Vorlage zusammenfasst und ihn in moderner Sprache wiedergibt. Eine zweite Anregung ging von der Praxis vor allem in den großen Staatsarchiven aus; dort sehen sich die Archivare vor die Notwendigkeit gestellt, umfangreiche Akten für die wissenschaftliche Benutzung aufzubereiten. Der Gedanke, Briefe in Regestform zu veröffentlichen, war unter Germanisten und Literaturwissenschaftlern, die eher den Werkcharakter des einzelnen Dokuments betonten, nicht unumstritten, er ist aber längst von anderen Editoren aufgegriffen worden und hat seine Eignung zur Bewältigung großer Briefbestände unter Beweis gestellt.

Jedes Regest ist mehrgliedrig. Auf die den Brief editorisch einordnenden Kopfangaben folgen die Regesttexte. Sie informieren in möglichst knapper Form über die im jeweiligen Brief vorkommenden Themen, Fakten, Personen und Werke. Unklare Textstellen und Anspielungen des Absenders, die der Empfänger in der Regel hat auflösen können, werden erläutert, Personennamen und Werktitel in eindeutiger Form mitgeteilt. Wenn es darüber hinaus gelingt, den emotionalen Gehalt eines Schreibens zu kennzeichnen, ist das ein willkommener Zugewinn. Die Regesten werden in chronologischer Folge dargeboten und durch ein differenziertes System untereinander und mit Goethes Briefen und Tagebüchern vernetzt. Die Angaben zum Überlieferungsort (Signatur) und gegebenenfalls Druckort weisen den Weg zum Volltext. Unmittelbarer Anlass für die Begründung der Regestausage waren Pläne für eine Erneuerung der Abteilungen III und IV (Tagebücher und Briefe) der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken. In der Briefabteilung der um 1900 erarbeiteten Ausgabe werden die Gegenbriefe sporadisch im Anmerkungsapparat vermerkt oder auszugsweise zitiert, was sie und ihre Absender schon optisch darauf reduziert, Stichwortgeber zu sein. In den Mittelpunkt rückt einseitig Goethes Briefwerk, während die kommunikative Funktion der Briefe aus dem Blick gerät. Ganz unerwähnt bleiben die tausende Briefe, zu denen es keinen korrespondierenden Goethe-Brief gibt, die aber Teil des von ihm hinterlassenen (auto-)biographischen Informationsgeflechts sind. Hahn und seine Mitstreiter gelangten nach gründlicher Analyse zu der Überzeugung, dass einer Neuedition von Goethes eigenen Zeugnissen – den Tagebüchern und Briefen – die lückenlose Erschließung des Bestandes der sogenannten An-Briefe vorangehen müsse.

Forschungsleistungen der Regestausage

Von ihren Begründern ist die seit nunmehr drei Jahrzehnten im Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger in Weimar erscheinende Regestausage fast ausschließlich in ihrer den Bestand erschließenden Funktion und in ihrer Bedeutung für Goethes Tagebücher und eigene Briefe gesehen worden. Längst haben sich die Ansprüche an die Regestausage ausgeweitet. So ist keine andere Quellengruppe – auch nicht Goethes Haushaltsrechnungen – für die Geschichte seiner Bibliothek sowie seiner Kunst- und naturhistorischen Sammlungen so aussagekräftig wie die eingegangenen Briefe. Ab 1815/16 häufen sich die Nachweise für Schenkungen und Ankäufe von Autographen, Büchern, Kupferstichen, Medaillen, Mineralien und mehr. Sind auch einzelne Sammlungen wie Goethes Bibliothek, seine Autographen, Gemmen, Münzen

Leipzig d. 28 April 1818
274

lieben Herrn, wie ich Sie, 400.
Jahre, ungelogen - erlaube
Ich Ihnen - Mit dem besten
Bedauern zu verabschieden, und
Ihre Person hochachtungsvoll
Vergessen zu lassen!
Nicht mehr als nöthig
mit einem Brief, da Ihnen
schon gut.
N. Tr.

Freyberg d: 28 April 1818

Übersehen, vertändelt, ver-
säumt, vergeßen – vielleicht
das beste? Mit nächster Post
laße ich es nachfolgen, und
bitte deh- und wehmüthig

Verzeyhung!!!

Nächstens mache ich vielleicht
mit einem Steine, das Vergeßen
wieder gut.

v. Tr.

Beispiel für ein Briefregest aus RA 8:

246

TREBRA, FRIEDRICH WILHELM HEINRICH VON

| 37

1818 April 28 Freiberg S: 28/78 Bl. 274 D: GT, 173 B: - A: 1818
Mai 21 bis Juni 6 (29, Nr. 8089)

Übersehen, vertändelt, versäumt, vergeßen; T. bitte um Verzeihung wegen der
Mineraliensendung (aus der Sammlung E. G. von Odelebens; vgl. RA 8, Nr.
156), die mit *nächster Post* nachfolgen solle.

Beilage zu: RA 8, Nr. 271.

und Medaillen durch Kataloge erschlossen, die auch die Briefe ausgewertet haben, fördert die Regestausage dank der gründlichen inhaltlichen Erschließung regelmäßig weitere, bisher unberücksichtigt gebliebene Zeugnisse zu Tage. Für die Erwerbungs-geschichte anderer Sammlungen, vor allem für den großen Grafikbestand, leistet sie Pionierarbeit. Die im Mai 2008 im Archiv gezeigte Kabinettausstellung „Mitgeschicktes“ konnte das anschaulich demonstrieren. Sie führte für ein paar Tage ein paar Dutzend Briefe und deren Beilagen zusammen, die sonst in verschiedenen Häusern der Klassik Stiftung Weimar aufbewahrt werden. Während heute vorwiegend mit Kopien – und zunehmend mit Digitalisaten – der Originale gearbeitet wird, standen den Regestbearbeitern in den 1980er Jahren ausschließlich die Handschriften zur Verfügung. Der tägliche Umgang mit ihnen schärfte den Blick und das Gefühl für ihre Materialität, für die verschiedenen Papiere, Wasserzeichen und Tinten, mit deren Hilfe so manche Datierung ermöglicht oder abgesichert werden konnte. Damals wurde auch die Bedeutung der so genannten Goetheschen Blattziffern auf den meisten Briefen der Jahre 1794 bis 1799 und 1803 bis 1805 erkannt und ihr Bezug auf die ebenfalls im Nachlass überlieferten Vorarbeiten zu den „Tag- und Jahreshften“.⁶ Die Blattziffern, von Goethe gefertigte Stichpunkte (Notizen) zu etwa jedem fünften Brief und seine Schemata zu den „Tag- und Jahreshften“ machen die Briefablage zu einer einmaligen Quelle für dieses autobiographische Werk und gestatten zugleich einen faszinierend genauen Blick in die Werkstatt des Dichters. Einige Formulierungen Goethes können nun bis zu ihrer konkreten Quelle in der Briefablage zurückverfolgt werden.⁷ Bevor es soweit war, mussten jedoch die 34 von Goethe durchgezählten Hefte virtuell rekonstruiert werden, indem hunderte Schriftstücke aus den alphabetisch geordneten Mappen, erkennbar an den Blattziffern, erfasst wurden und ihr früherer Platz in der chronologischen Ablage bestimmt wurde. Mit Hilfe der Briefnotizen gelang es, er-

6 In Band 1 der RA konnten nur noch einzelne Richtigstellungen während des Drucks eingebracht werden. – Zu Goethes Briefregistratur vgl. Sabine Schäfer: Zur Erschließung der Registratur der bei Goethe eingegangenen Briefe. In: Im Vorfeld der Literatur. Vom Wert archivalischer Überlieferung für das Verständnis von Literatur und ihrer Geschichte. Studien. Hrsg. von Karl-Heinz Hahn. Weimar 1991, S. 85-107, und Irmtraut Schmid: Goethes Briefregistratur eine Quelle zu den „Tag- und Jahreshften“. Ebd., S. 108-125.

7 Die Phantasie beflügeln können die weniger als zehn Briefnotizen, zu denen keine Handschriften ermittelt worden sind, darunter die mysteriöse Notiz „Wirckliche Correspondenz unter fingirtem Nahmen“ (3. Quartal 1796) und die ebenso rätselhafte Notiz „In Theatersachen alles an mich gewiesen“ (2. Quartal 1795), die fast wörtlich in den „Tag- und Jahreshften“ wiederkehrt (WA, Abt. I: Werke, Bd. 35, S. 50).

folgreich nach weiteren Handschriften aus den Briefheften zu fahnden, die heute in anderen Teilen des Nachlasses oder sogar außerhalb des Goethe- und Schiller-Archivs überliefert sind. Den weitesten Weg hat ein Brief an Wilhelm von Humboldt zurückgelegt, den Schiller an Goethe weitergeleitet und mehrfach vergeblich zurückgefordert hatte; er ist auf ungeklärte Weise aus Goethes Briefregistratur ins Literaturarchiv Marbach gelangt.⁸ Am meisten profitierte die Regestausage jedoch von der Chance, als undatierbar geltende Handschriften chronologisch zuzuordnen und falsche Datierungen – z. B. in den gedruckten Briefwechseln Goethes mit Karl Ludwig von Knebel, (Groß-) Herzog Karl August und Christian Gottlob von Voigt – richtigzustellen.

Digitalisierung und Internet

Mit dem 1995 erschienenen Ergänzungsband für die Bände 1 bis 5 begann für die Regestausage das digitale Zeitalter. Er war der erste mit Hilfe des Textverarbeitungsprogramms TUSTEP erstellte Band und leitete mit seinen kumulierenden Personenverzeichnissen (letztmalig getrennt nach Briefschreibern und erwähnten Personen) und zusätzlichen Werkregistern die Modifizierung der Ausgabe ein, hin zu einer Brieferschließung durch Regesten und Register gleichermaßen. Ab Band 6 erscheint die Regestausage leserfreundlich in je zwei Teilbänden. Der erste Teil enthält jeweils die Regesten, während der zweite Teil vor allem dem nunmehr zusammengeführten Personenregister und den Werkregistern (Goethe-Werke und Allgemeine Werke) vorbehalten ist. Den größten Raum des zweiten Teilbandes beansprucht jeweils das Personenregister, da anders als in den früheren Bänden nicht nur die Briefschreiber, sondern auch die erwähnten historischen Personen mit biographischen Angaben versehen sind. In dem zuletzt erschienenen Band 8 mit den Briefregesten 1818 bis 1819 waren das Einträge zu 2626 Personen anstatt zu 339 Briefschreibern (in Band 6 betrug das Zahlenverhältnis 3160 zu 530). Möglich war die Umstellung auf ein durchgängig kommentiertes Verzeichnis nur, weil die Daten zu tausenden Personen bereits sorgfältig recherchiert und auf Karteikarten gesammelt vorlagen.

Vor zehn Jahren hat die Regestausage den Schritt ins Internet gewagt. Nachdem zuerst die Regesten frei abrufbar ins Netz gestellt worden waren, folgte im Jahre 2006 die biographische Datenbank.⁹ Sie hält gegenwärtig In-

8 RA, Ergänzungsband zu den Bänden 1 bis 5, S. 586, Nr. 1/1431a*.

9 <http://ora-web.swkk.de/swk-db/goeregest/index.html> und <http://ora-web.swkk.de/swk-db/goeregest/index-bio.html>.

formationen zu ca. 17.000 Personen bereit und wird in kurzen Abständen aktualisiert. Nicht wenige Personendaten sind erstmals für eine Edition recherchiert worden. Mehr als 80 Prozent der Einträge gelten Zeitgenossen Goethes. Die Biogramme für die ersten fünf Bände sind weitgehend nachgetragen, und auch die Autoren der noch unbearbeiteten Briefe sind bereits in der Datenbank zu finden. Der besonderen Entstehungsgeschichte der Edition ist es geschuldet, dass die beiden Datenbanken nicht miteinander verknüpft sind und von der Personendatenbank lediglich auf die Bände verwiesen wird, in denen die jeweilige Person als Briefschreiber oder als erwähnte Person vorkommt. Beide Datenbanken erfreuen sich im weltweiten Netz regen Zuspruchs.¹⁰

Zwischenbilanz

Inzwischen ist die Regestausage weit fortgeschritten. Seit Erscheinen von Band 8 im Juli 2011 liegen nunmehr 12.600 Regesten der Jahre 1764 bis 1819 gedruckt vor. Etwa 7.000 Briefe aus den Jahren 1820 bis 1832 stehen noch aus. Die Präsenz im Internet ist ein großer Erfolg. So findet die Ausgabe nun Interessenten, die ohne das neue Medium kaum zu erreichen gewesen wären; denn in den Bibliotheken stehen die Bände im Bannkreis der Goethe-Ausgaben, und nur selten verirren sich Historiker, Kunst-, Musik- oder Theaterwissenschaftler zu diesen Regalen, ganz zu schweigen von Heimat- und Familienforschern. In Bezug auf die Recherchemöglichkeiten ist die online-Version den gedruckten Bänden noch einmal deutlich überlegen, denn im Internet kann die Textmasse noch zeitsparender und zudem nach verschiedenen Kriterien durchsucht werden. Den Lesern der gedruckten Bände steht hingegen die Infrastruktur der Ausgabe zur Verfügung; das sind neben den Registern – die wichtigen Werkregister fehlen im Netz völlig – diverse Verzeichnisse, Korrigenda und Addenda, die Grundsätze der Ausgabe und die noch heute lesenswerte Einleitung im ersten Band. Noch im Fluss ist das Verhältnis beider Präsentationsformen zueinander. Während für die Personennamen die Datenbank den jeweils aktuellen Wissensstand wiedergibt, ist für die Regesten gegenwärtig die gedruckte Fassung maßgeblich.

Am 27. Dezember 1966 berichtete die Erfurter Tageszeitung „Das Volk“, die Mitarbeiter des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar hofften, „Briefregesten Goethes [sic!] in einer etwa zwölfbändigen Ausgabe bis 1971 heraus-

10 Obwohl die Klassik Stiftung Weimar ihre Datenbanken eher stiefmütterlich bewirbt, wurden im Jahre 2014 insgesamt 452086 Zugriffe auf die Personeneinträge gezählt und 342849 Zugriffe auf die Regesten.

geben zu können“. Es dauerte dann noch bis 1980, ehe der erste Band der Regestausgabe erschien. Die Erschließung und Edition der Briefe an Goethe mittels Regesten – kombiniert mit den Registern – hat sich seither, so aufwendig sie auch ist, als zweckmäßig und zeitgemäß erwiesen. Sie kommt heutigen Rezeptionsgewohnheiten entgegen, da in kurzer Zeit große Quellenmengen gesichtet und die jeweils interessierenden Dokumente herausgefiltert werden können. Anfangs eher als ein Beiwerk zur Goethe-Philologie wahrgenommen, erschließt die Regestausgabe der Briefe an Goethe einen Quellenfundus, der die Kultur, mehr noch: die Lebenswirklichkeit eines langen Zeitraums in vielen Einzelheiten bewahrt. Heute ist die Veröffentlichung der Briefe an Goethe nicht mehr an die Buchform gebunden, und es ist zu hoffen, dass die vollständigen Texte bald – online oder per CD-ROM – verfügbar gemacht werden können. Überflüssig wird die Regestausgabe dadurch nicht werden, da die Volltexte der aufschließenden und vermittelnden Informationen bedürfen, die die Regesten und Register bieten. Dies gilt auch für die noch zu bearbeitenden Briefe aus den Jahren 1820 bis 1832. Für sie sind Entstehungsdaten zu ermitteln, Personen und Werke zu identifizieren sowie verdeckt angesprochene Sachverhalte zu klären, die sich nur wenigen Kundigen von selbst erschließen, und die Briefe sind in Goethes Korrespondenzbeziehungen einzuordnen. Die Dichte des Informationsgeflechts wird die gleiche sorgfältige Aufbereitung wie bisher erfordern, soll die Brieferschließung nicht hinter das erreichte Niveau zurückfallen.

Sabine Schäfer (Weimar)

Archivarin und Historikerin,

langjährige Mitarbeiterin im Goethe- und Schiller-Archiv

an der Gesamtausgabe der Briefe an Goethe in Regestform

Der vorliegende Beitrag ist eine gekürzte Fassung des gleichnamigen Aufsatzes in der Zeitschrift „Weimar – Jena: Die große Stadt“ 2012, Heft 4, S. 322 bis 330.

IV Unbekanntes aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

KATHARINA MOMMSEN

Zum Stammbuch von Heinrich Beck

Zur Feier des 10-jährigen Bestehens der Freundesgesellschaft des Goethe- und Schiller-Archivs am 4. Juli 2014 hat die Mommsen Foundation dem Archiv das Stammbuch des Schauspielers, Regisseurs, Theaterschriftstellers und Übersetzers Heinrich Beck (19. Februar 1760 Gotha – 6. Mai 1803 Mannheim) übereignet. Goethe zufolge war Beck „ein interessanter Ackteur, der denckt und sich Mühe giebt“¹. Schiller befreundete sich schon 1782 mit Beck.² Aus ihrer gemeinsamen Zeit in Mannheim stammt Schillers Aussage: „Bek, der beste an Kopf und Herz, und ein wirklich solider Mann, ist derjenige mit dem ich am vertrautesten umgehe.“³ Der namhafte Theaterwissenschaftler Hans Knudsen stellte Heinrich Beck als einen der beachtenswertesten Männer der deutschen Bühnengeschichte dar.⁴

43

Mit seinen ca. 80 Eintragungen von 1779 bis 1803 aus Gotha, Mannheim, Weimar, Hamburg, Berlin, München und Zürich demonstriert das Stammbuch „Becks Wertschätzung unter den Zeitgenossen“⁵. Das zeigen schon die 8 aus Weimar stammenden Inschriften von: Goethe, Wieland, Corona Schröter, Georg Melchior Kraus, Friedrich Justin Bertuch, Gottlieb Hufeland, Fried-

-
- 1 Goethe an Carl Ludwig von Knebel, 1. Januar 1791. In: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe). Abt. IV: Briefe, Bd. 9, S. 239.
 - 2 Bei der Uraufführung der „Räuber“ am 13. Januar 1782, als der 23-jährige Iffland den Franz Moor spielte, gab der 22-jährige Beck den Kosinsky. Bei der Erstaufführung von „Kabale und Liebe“ am 15. April 1784 war Beck der erste Ferdinand.
 - 3 Schiller an Henriette von Wolzogen, 13. November 1783. In: Schillers Werke. Nationalausgabe (künftig: NA). Bd. 23. Hrsg. von Walter Müller-Seidel. Weimar 1956, S. 119.
 - 4 Vgl. Hans Knudsen: Heinrich Beck, ein Schauspieler aus der Blütezeit des Mannheimer Theaters im 18. Jahrhundert. In: Theatergeschichtliche Forschungen. Hrsg. von Berthold Litzmann. Bd. 24. Leipzig, Hamburg 1912.
 - 5 Ebd., S. 42, Anm. 3.

rich Hildebrand von Einsiedel, Christian Gottfried und Henriette Schütz aus dem Zeitraum zwischen dem 27. Dezember 1790 und dem 7. Februar 1791, als Heinrich und Josepha Beck in Weimar gastierten. Er trat damals zwölfmal im Schauspiel auf: in der Titelrolle des „Hamlet“, als Carlos im „Clavigo“, doch auch in Lustspielrollen und empfindsamen Charakteren der zeitgenössischen Trivialdramatik. Josepha Beck, eine der besten Sängerinnen ihrer Zeit⁶, sang in Weimar zweimal die Constanze in der „Entführung aus dem Serail“ sowie drei weitere Opernrollen.

Das Echo war übereinstimmend positiv. Besonderes Gewicht darf dabei gewiss die Eintragung der damals 40-jährigen Corona Schröter (1751–1802) beanspruchen, die dem jüngeren Kollegenpaar eine auf eigener Lebenserfahrung beruhende Maxime ins Stammbuch stiftete:

*Das Böse standhaft zu ertragen, das Gute recht zu schmecken,
ist die ganze Wissenschaft der Glückseligkeit.*

Als Ausdruck professioneller Hochachtung und persönlicher Sympathie fügte sie hinzu:

*Stets wird Ihr Andenken unvergeßlich
seyn Ihrer wahren Verehrerin und
Freundin.*

*Corona Schröter.
Weimar den 7. Febr.
1791.*

Außer den Stammbucheintragungen bezeugen auch Briefe den positiven Eindruck, den die Becks damals in Weimar machten. So schrieb Charlotte von Stein am 5. Januar 1791 an Knebel: „Heute geht’s wieder in die Komödie, die ich jetzt fleißiger besuche, denn unser Theater hat durch die Becks gewonnen.“⁷ – Herder schrieb an Knebel: „Daß Becks aus Mannheim hier sind, werden Ihnen mehrere schöne Damen bereits gemeldet haben. Sie singt, u. Er spielt sehr gut: u. Sie können denken, wie das mit dem Uebrigen absticht.

6 Wie gespannt man in Weimar war, zeigt Wielands Brief an Carl Leonhard Reinhold vom 20. Dezember 1790: „Die neue Sangerin [sic!] von Mannheim wird gleich nach den Feyertagen debutieren.“ In: Wielands Briefwechsel. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Siegfried Scheibe (künftig: BW). Bd. 10.1. Bearb. von Uta Motschmann. Berlin 1992, S. 432.

7 Wilhelm Bode: Briefe der Frau v. Stein an Knebel. In: Stunden mit Goethe. Hrsg. von Wilhelm Bode. Bd. VI. Berlin 1910, S. 255.

Fremde Vögel auf unserm Hoftheater, die aber auch wie Vögel in kurzem entflohen seyn werden.“⁸

Als das Ehepaar Beck im September 1790 zum Gastspiel nach Weimar eingeladen wurde, hoffte man dort, Heinrich Beck würde die Nachfolge des Theaterleiters Joseph Bellomo übernehmen, der seit Jahren Unzufriedenheit und finanzielle Misshelligkeiten verursacht hatte, was den Herzog veranlassete, Anfang 1791 den Vertrag mit Bellomo und seiner Truppe vorzeitig aufzulösen. Doch Beck lehnte das Angebot ab. Die Entscheidung hing, wie wir von Schiller wissen, mit den pekuniären Bedingungen zusammen.⁹

Heinrich Becks Laufbahn hatte in Gotha unter der Leitung von Conrad Eckhof (1720–1778) begonnen. Eckhof war mit der Seylerschen Schauspielergesellschaft, als ihnen 1774 der Brand des Weimarer Schlosses die Möglichkeit des Bleibens nahm, nach Gotha übergesiedelt, wo Herzog Ernst II. Schloss Friedensstein zu theatralischen Darbietungen einräumte. 1777 war der 17-jährige Heinrich Beck, frisch von der Schulbank des Gothaer Gymnasiums, zusammen mit dem ein Jahr älteren, aus Hannover seinen Eltern entlaufenen August Wilhelm Iffland (1759–1814) als Schüler Eckhofs dem Gothaer Hoftheater beigetreten. Doch ihr Prinzipal Eckhof starb schon 1778, und als Herzog Ernst 1779 die Auflösung der Hofbühne beschloss, war es ein Glück, dass der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, Freiherr Wolfgang Heribert von Dalberg (1750–1806), fast die ganze Truppe des Gothaischen Hoftheaters an seine Bühne engagierte. Dort spielte Beck zunächst vor allem junge Liebhaber. 1788 heiratete er in zweiter Ehe die lyrische Sopranistin und Opernsängerin Josepha Schäfer (ca. 1769–1827). Sie trat von 1780–1799 in Mannheim auf, ab 1790 als erste Sängerin mit einem Vertrag auf Lebenszeit. Iffland erwähnt in seiner Autobiographie ihren ausdrucksvollen Gesang, der die „Empfindungen mit sich fortgerissen und die Kenner entzückt“¹⁰ hat.

Aufgrund Josepha Becks herausragender Qualität als Sängerin wurde das Weimarer Gastspiel des Ehepaars Beck für niemanden so folgenreich wie für die 14-jährige Caroline Jagemann (1777–1848). Kurz vordem hatte sie der Herzogin-Mutter vorsingen dürfen, die das Ehepaar Beck veranlasste, die Tochter ihres hochgeschätzten Italien-Experten und Privatbibliothekars Christian Joseph Jagemann als Sängerin am wohlbeleumdeten Mannheimer

8 Herder an Knebel, 7. Januar 1791. In: Herder Briefe. Bd. 6. Bearb. von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold. Weimar 1981, S. 223.

9 Vgl. Schiller an Christian Gottfried Körner, 12. Januar 1791. In: NA. Bd. 26. Hrsg. von Edith Nahler und Horst Nahler. Weimar 1992, S. 71.

10 August Wilhelm Iffland: Meine theatralische Laufbahn. Leipzig 1798, S. 127.

Nationaltheater auszubilden. Die Herzogin-Mutter und Carolines Vater teilten die Unkosten, während Heinrich und Josepha Beck von März 1791 bis Juli 1796 als „Pflegeeltern“ fungierten; auch Iffland trug während dieser 5 Jahre zu Carolines schauspielerischer Ausbildung bei. Schon nach einem Dreivierteljahr trat Caroline im Dezember 1791 erfolgreich in einem Liebhaber-Konzert öffentlich auf und 1792 als 15-jährige bereits in einer Oper. Doch bald wurde Mannheim infolge der Französischen Revolution vom Koalitionskrieg hart betroffen, abwechselnd bombardiert und besetzt von französischem Militär und belagert von österreichischen Truppen. Die Belagerungszustände brachten viele Offiziere in die Stadt, die vom Theater angezogen, ihr Interesse an der blutjungen attraktiven Sängerin und Schauspielerin bekundeten. Beck fühlte sich für Caroline Jagemanns sittlichen Charakter und moralischen Lebenswandel verantwortlich und stellte sich auf einen strengen Pflichtstandpunkt. Das führte zu ständigen Spannungen und Unerquicklichkeiten. Caroline Jagemanns Memoiren¹¹ stellen ihre Mannheimer Ausbildungsjahre als ununterbrochene Leidenszeit dar. Durchgehend klagt sie über des Ehepaars Beck Härte und Kälte: „[...] ich ward von meiner Lehrerin, die es übrigens recht gut mit mir meinte, mit Stolz und Strenge, von ihrem Gatten mit einer gewissen vornehmen kalten Höflichkeit behandelt. Von der ersteren eingeschüchtert von dem andern beleidigt und erbittert, von Niemanden mit Liebe behandelt, fühlte ich mich unheimlich und unglücklich.“ (S. 114). „Ich lernte Musik und Singen, weiter nichts.“ (S. 118). Veränderungen in Becks Verhalten, die dramatische Auswirkungen auf seine Frau hatten, verzeichnet sie gleichfalls (S. 138). Der Gesangsmeisterin muss ihre blutjunge Schülerin als in jeder Hinsicht gefährliche Rivalin erschienen sein, denn Ende 1794 schrieb Iffland über Becks heikle Situation an den Juristen und gemeinsamen Freund Woestenradt: „Becks unglückliche Lage zwischen seiner armen Frau und der Jagemann, muß aus dem Stadtgespräch Ihnen leider bekannt sein. – Daß er lüderlich mit ihr lebt, glaube ich nicht, daß er sie rasend liebt, weiß ich, daß die arme Frau, das Marterbild, zu Grunde geht, sehe ich. [...] Rathen Sie ihm, [...] daß er die alberne Vormundschaft über das nun bald 18jährige Mädchen abgebe an einen andern.“¹²

11 Selbstinszenierungen im klassischen Weimar: Caroline Jagemann. Bd. 1. Autobiographie, Kritiken, Huldigungen. Hrsg. und untersucht von Ruth B. Emde, kommentiert in Zusammenarbeit mit Achim von Heygendorff. Göttingen 2004 (künftig: Selbstinszenierungen; die Seitenangaben in runden Klammern im folgenden Text beziehen sich auf diese Ausgabe).

12 Zitiert nach Leonhard Schrickel: Geschichte des Weimarer Theaters von seinen Anfängen bis heute. Weimar 1928, S. 100f.

Erst als das Mannheimer Theater im Juli 1796 auf ein Jahr geschlossen wurde, weil man erneute Angriffe der Franzosen befürchtete, reiste die inzwischen 19-jährige Caroline Jagemann mit der Familie Beck nach Weimar zurück. Inzwischen verfügte sie über ein Repertoire von 24 Opern- und Schauspielrollen. In Weimar machte sie ab Februar 1797 Furore.

Kehren wir zu Becks Stammbuch zurück, wo Caroline Jagemann 5 Jahre nach ihrem Abschied von Mannheim bei einem erneuten Aufenthalt dort Heinrich Beck folgende Inschrift widmete:

*Mich Ihrer Freundschaft, Ihrem Andencken zu empfehlen;
bedarf es nicht dießer Erinnerung von mir.
Daß haben Sie mir durch die ganze Zeit meiner
Entfernung, schön und tröstend bewiesen. Aber ietzt im
Augenblicke der neuen, hoffentlich kurzen Trennung mögte
ich Ihnen so gern noch etwas aus dem Herzen sagen –
und – sein innigster Wunsch ist von Ihnen nie vergessen
wie es auch kommen mag – nie vergessen zu werden!!*
C. Jagemann.

Mannheim den 1^{ten} August.
1801

Die Diskrepanz zwischen dieser so warm klingenden Stammbuch-Eintragung von 1801 und Caroline Jagemanns Memoiren ist so ungeheuer groß, dass man sich schwer vorstellen kann, es mit ein und demselben Menschen zu tun zu haben. Dazu sei nur bemerkt: ihre Memoiren verfasste sie erst, nachdem Beck kaum 43-jährig an Auszehrung gestorben war; auch hat die enorme Divergenz in Caroline Jagemanns Selbstaussagen wohl damit zu tun, dass es sich bei ihren jeweiligen Texten um ›Selbstinszenierungen‹ einer großen Schauspielerin handelte.

Mit ›Selbstinszenierung‹ darf man wohl auch die nicht minder überraschenden Eintragungen des damals sehr berühmten Zürcher Theologen Johann Kaspar Lavater (1741–1801) in Becks Stammbuch bezeichnen, die zum Ungewöhnlichsten gehören, was mir je in Stammbüchern begegnet ist. Denn Lavater begnügte sich am 28. März 1792 nicht mit einem Eintrag, sondern hinterließ am selben Tag 10 Inschriften auf 10 verschiedenen Seiten. Bei der ersten fällt auf, dass er sie nicht, wie üblich, auf eine der vielen noch freien rechten Blattseiten eintrug, denn in der Regel war es so, dass die Einträge auf

der rechten Seite vorgenommen wurden und die gegenüberliegende linke Seite frei blieb. Ausnahmefälle gab es bei Eheleuten, die sich auf gegenüberliegenden Seiten einschrieben, so dass man ihre Zusammengehörigkeit auf den ersten Blick erkannte; gelegentlich trugen sich auch dieselben Personen nach einem längeren zeitlichen Abstand nochmals auf der dem früheren Eintrag gegenüberliegenden Stammbuchseite ein; oder nahe Freunde gesellten sich einem anderen zu, der sich vor ihnen dort eingetragen hatte. Dafür bot Wieland ein schönes Beispiel, als er sich so in Becks Stammbuch eintrug:

*Sie verlangen auch meinen Nahmen in diesem dem Andenken
Ihrer Freunde gewidmeten Buche, und ich setze ihn, zum
Unterpfande der aufrichtigen Hochschätzung und Liebe, welche
Sie während Ihres allzukurzen Hierseyns meinem Herzen auf
immer abgewonnen haben, auf eben dasselbe Blat, das Sie
an einen meiner liebenswürdigsten und geliebtesten Freunde
erinnert, und mir das Vergnügen gegeben hat, zu sehen daß
er auch der Ihrige ist.*

Weimar den 6^{te} Februar. 1791. CMWieland.

Welchen seiner „liebenswürdigsten und geliebtesten Freunde“ er meint, geht aus Wielands Begleitbrief bei Rücksendung des Stammbuchs an Beck unmissverständlich hervor: „Sie werden meinen Nahmen auf eben dem Blatte finden, das Sie an Meinen u Ihren Freund Baggesen erinnert.“¹³ Der dänische Schriftsteller Jens Baggesen hatte schon am 1. August 1789 in Mannheim heitere dänische Verse und deutsche Begleitzeilen in Becks Stammbuch hinterlassen. Das veranlasste nun Wieland, seine Zeilen auf der Rückseite des von Baggesen beschriebenen Blattes einzutragen, wo man sie zwar nicht nebeneinander sieht, aber doch „auf eben dem Blatte“ findet.

Wo und in welcher näheren Nachbarschaft man sich innerhalb eines Stammbuches eintrug, wurde also keineswegs reglementiert. Die Inschriften des Bandes zeigen sich weder an eine chronologische Reihenfolge gebunden, noch stehen die aus den gleichen Orten stammenden stets beieinander, sondern es herrscht Freiheit, wo immer sich die Betreffenden eintragen wollten, weiter vorne oder weiter hinten im Buch, ja einige Inschriften stehen quasi auf dem Kopf, weil der Eintragende das Buch umgedreht und von hinten aufgeschlagen hat, was bei diesem Lederband leicht geschehen konnte, dessen

13 Wieland an Beck, 6. Februar 1791. In: BW. Bd. 11.1. Bearb. von Uta Motschmann. Berlin 2001, S. 31.

Vorder- und Rückeneinband vollkommen identisch sind. So herrscht insgesamt ein geselliges Durcheinander sowohl zeitlicher als auch örtlicher Art mit oft überraschenden Zusammenstellungen.

Als Goethe am 31. Januar 1791 Becks Bitte um eine Eintragung erfüllte, wählte er dafür eine inmitten mehrerer unbeschriebener Seiten befindliche leere rechte Seite im vorderen Drittel des Buches. Die solcherart isolierte Inschrift spiegelt unwillkürlich auch etwas von der gesellschaftlichen Isolation, in der Goethe sich seit seiner Rückkehr aus Italien in Weimar befand, als er dem geschätzten Künstler den improvisierten Hexameter stiftete:

*Blumen reicht die Natur es windet die Kunst
sie zum Kranze.*

Weimar den 31 Jan. 1791.

Goethe

Außerordentlich verblüffend ist es nun bei Betrachtung des weit über 100 leere Blätter enthaltenden Stammbuchs, dass der Zürcher Theologe Lavater für seinen Eintrag vom 28. März 1792 nicht eine der zahlreichen rechten leeren Seiten des Buches wählte, sondern direkt vis à vis von Goethes Hexameter, Zeile für Zeile auf gleicher Höhe mit Goethes Vers, seinerseits einen holprigen Hexameter setzte:

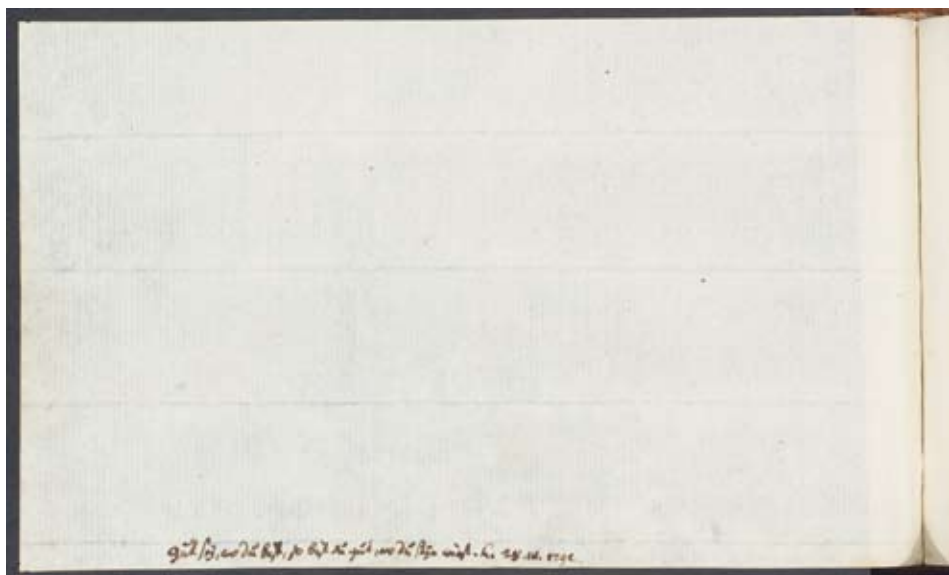
*Wahrheit ist der Zweck der Lüge, der Dichtung,
des Schauspiels.*

*Zürich,
den 28. März 1792.
Johann Kaspar Lavater.*

Eine seltsam provokative Aussage, in der – im Gegensatz zu Goethes Dankbarkeitsbekundung gegenüber „Natur“ und „Kunst“ – „Dichtung“ und „Schauspiel“ auf gleicher Stufe mit „Lüge“ erscheinen, die nach Auffassung des Zürcher Propheten einzig dem „Zweck“ der – aus theologischer Sicht verstandenen – „Wahrheit“ dienen.

Das Nebeneinander der beiden Stammbuchblätter bietet eine geradezu klassische Konfrontation zwischen Poeten und Propheten.

Als der Zürcher Prophet sich in so provokativer Weise gegenüber dem Goetheschen Hexameter in Becks Stammbuch eintrug, hatte sich der Dichter schon seit mehreren Jahren seinen hartnäckigen Bekehrungsversuchen entzogen und



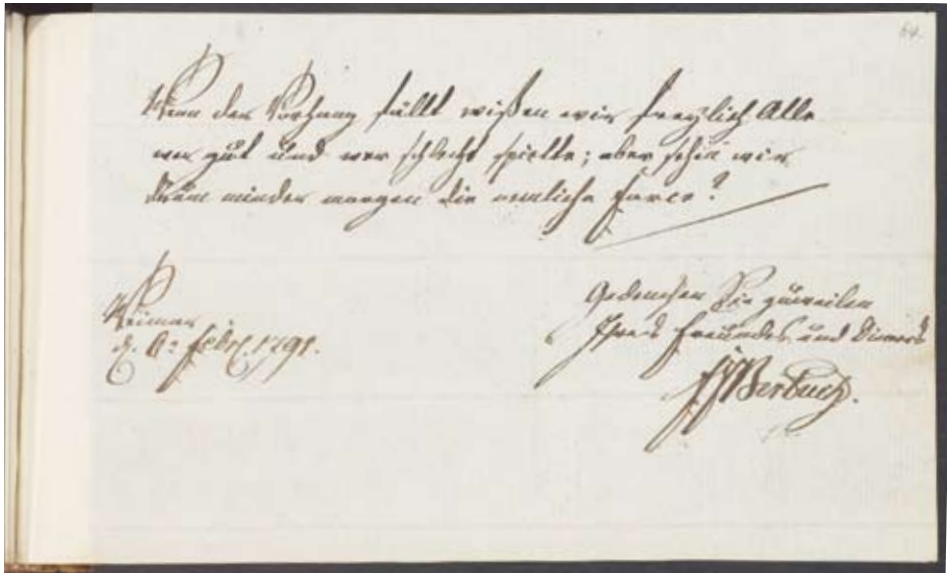
*Stammbuch von Heinrich Beck, Eintrag von Johann Kaspar Lavater,
28. März 1792
Goethe- und Schiller-Archiv 96/5304*

konsequent jede Wiederbegegnung vermieden. Wie sehr das Lavater wurmte, lässt sein Stammbuch-Eintrag ahnen, in dem er, offenbar gereizt durch den Anblick des Goetheschen Hexameters noch 9 weitere, auf diesen Tag datierte, Eintragungen vornahm, die er in kleiner, aber doch noch recht lesbarer Schrift über die verschiedensten Blätter des Buches verteilte – mal links, mal rechts, mal oben, mal unten – so dass diese Eintragungen ungeachtet der Kleinheit der Buchstaben doch einen sehr auffallenden Charakter gewinnen.

So schrieb Lavater auf der rechten Seite, die dem Blatt mit Goethes Eintragung folgt, links an die innere Buchbindung geklemmt, von unten nach oben hinauf laufend, die Worte:

gieb dem bittenden gern; doch gern auch dem, der nicht bittet. 28. III. 792. L.

Womöglich hatte das mit der Erwägung zu tun, dass sich Becks Bitte auf eine Eintragung bezog, nicht auf mehrere. So rechtfertigte Lavater es, auch zu „geben“, wenn niemand gebeten hatte.



Stammbuch von Heinrich Beck, Eintrag von Friedrich Justin Bertuch,
6. Februar 1791

Exakt hundert Blätter nach Goethes Hexameter schrieb Lavater dann an den äußersten unteren Rand einer wiederum völlig leeren Seite in winzig kleinen Buchstaben:

wenig kann ich geben; doch geb' ich gern, was ich gebe. 28 III 92 L.

War Lavater etwa bewusst geworden, wie „wenig“ er dem prominenten Schauspieler „geben“ konnte? Betont er deshalb hier, dass es darauf nicht ankommt, sondern nur aufs „gern geben“? Auf dem leeren Blatt vor dem Eintrag des Ehepaars Schütz lesen wir:

Wo die Tugend ist, da ist auch Weisheit und Liebe. L. 28. III. 1792.

Drei Blätter weiter steht, in einem sonst leeren Umfeld, eine am linken Rand der rechten Seite von unten nach oben geschriebene Zeile:

wer die wahrheit liebt, d[er] liebt d[en] Zeugen [?] der Wahrheit. 28. III. 92 L.

Bertuch hatte in Weimar am 6. Februar 1791 für Beck geschrieben:

*Wenn der Vorhang fällt wissen wir freylich Alle
wer gut und wer schlecht spielte; aber sehen wir
drum minder morgen die nemliche Farce?*

*Gedencken Sie zuweilen
Ihres Freundes und Dieners
FJBertuch.*

Links gegenüber dieser Seite schrieb Lavater am untersten Rande:

Gut sey, wo du bist, so bist du gut, wo du seyn wirst. L. 28. III. 1792.

Hier ließ sich Lavater offenbar durch Bertuchs Motiv des „gut“ oder „schlecht“ Spielens anregen, insofern sollte diese Eintragung auch mit Bezug auf Becks Schauspielerberuf gelesen werden.

Lavaters nächste Eintragung steht wieder inmitten leerer Blätter, ganz oben auf einem unbezifferten Blatt (zwischen den mit Blei gekennzeichneten Seiten 68 und 69¹⁴) auf einer im Übrigen ganz leeren Seite in kaum lesbarer Winzigkeit:

wirke nur auf Eins – willst Du auf unzähliges wirken. 28. III. 1792 L.

Möglicherweise dachte Lavater hier bei dem „wirke nur auf Eins“ an – „Wahrheit“ – sein Hauptanliegen?

Auf der drittletzten, auch völlig leeren Seite des Stammbuchs schrieb Lavater oben ganz klein in seiner charakteristischen Handschrift:

Immer wahr und klar, und sanft und fest und nur Euch stets [?]. 28. März 92 L.

Vermutlich wollte er hier eine Selbstcharakterisierung geben.

Zwei Blätter weiter folgt eine weitere kaum noch lesbare Eintragung:

Glaube nie, zuviel dem Vaterglauben [?] zu dienen [?]. 28. III. 1792. L.

Und dann hinterließ Lavater noch auf der mit dunkelblauem Papier beklebten Innenseite des rückwärtigen steifen Ledereinbands einen ebenso winzig geschriebenen Satz:

Tugend ist die Kraft, durch Entbehnung viel zu genießen. L. 28. III. 1792.

14 Die Seitenzahlen wurden erst bei der Anfertigung eines späteren Registers von fremder Hand vergeben.

Als abschließende Kostprobe aus dem Beckschen Stammbuch, das uns lebendige Einblicke ins 18. Jahrhundert erlaubt, sei Ifflands Eintragung für den an Tuberkulose schwer erkrankten Freund zitiert. Das Fluidum seiner Sprache, aus der phantasievoller geistiger Schwung, Idealismus, Herzenswärme und wahre Freundschaftsgefühle klingen, vermittelt noch eine Ahnung des Freundschaftskults, der für Schillers Generation und Umwelt bezeichnend war und von dem im 21. Jahrhundert kaum noch Vorstellungen existieren:

*Es sind hohe MenschenSchicksale die den heiligen
Bund unsrer Freundschaftt bildeten und vollendet haben. Er besteht über die Wirbel des Lebens und über das Grab hinaus! Ich empfinde nicht das wir getrennt waren, ich weiß wir werden fortdauren, als freundliche Sterne uns begegnen und uns empfinden, wenn schon unten im Kreise, sich alles wiedereinander drängt. Will Gott uns wohl, so endet unser Faden unter einem Kleinen Dache, an einem Bache unter Selbstgepflanzten Bäumen. Bei der Abreise! d 2^e Aug 1802*
Iffland

53

Heinrich Beck starb am 6. Mai 1803 in Mannheim.

Spätere Eintragungen belegen, dass das Stammbuch zunächst in Familienbesitz verblieb.¹⁵

¹⁵ Von der Familie gelangte es in die Autographensammlung von Alexander Meyer-Cohn, die 1906 von der Firma Stargardt in Berlin versteigert wurde. Über den weiteren Verbleib vgl. BW. Bd. 11.2. Bearb. von Uta Motschmann. Berlin 2001, S. 42.



*Konrad Weichberger, Milieustudie Zirkuswagen Bremen, 1933
Goethe- und Schiller-Archiv 144/79*

V Erwerbungen

ULRIKE BISCHOF

Erwerbungen der Freundesgesellschaft im Jahr 2014

In den zehn Jahren ihres Bestehens hat die Freundesgesellschaft für 99.000 Euro Handschriften angekauft.

Der Erwerb von wertvollen Autographen hat sich zu einem Schwerpunkt in der Tätigkeit der Freundesgesellschaft entwickelt. Hier geht es um die Unterstützung des Archivs bei der Ergänzung seiner Handschriftenbestände, da diesem dafür jährlich nur begrenzte Haushaltsmittel zur Verfügung stehen. Umso wichtiger ist die Hilfe der Freundesgesellschaft auf diesem Gebiet, denn es handelt sich bei den auf dem Autographenmarkt oder aus Privathand angebotenen Handschriften im Allgemeinen um Summen im vier- oder fünfstelligen Euro-Bereich. Das ist nur mit Hilfe der kontinuierlichen Spenden unserer Mitglieder, Freunde und Förderer aufzubringen. Dabei sind die regelmäßigen großzügigen Spenden Einzelner genauso wichtig wie kleinere Geldbeträge vieler Unterstützer. Gedankt sei hier allen für ihr Engagement zum Wohle des Goethe- und Schiller-Archivs.

Im Jahr 2014 standen dem Verein 15.000 Euro für den Handschriftenankauf zur Verfügung. Auf der Auktion der Autographenhandlung J. A. Stargardt in Berlin Ende März wurden ein Goethe-Brief und vier Briefe von Johannes Daniel Falk erworben. Der Brief von Johann Wolfgang von Goethe an Carl Bertuch (1777–1815) vom 5. Februar 1810 zählt zu den vielen Goethe-Briefen, die nach und nach aus Privathand auf dem Autographenmarkt auftauchen. Das Archiv als Bewahrer des Goethe-Nachlasses bemüht sich seit Jahren, diese Briefe anzukaufen, um sie einer öffentlichen Nutzung zugänglich zu machen. Zudem sind sie in Weimar auch für die Erarbeitung der historisch-kritischen Edition von Goethes Briefen von außerordentlichem Nutzen.

Die vier Briefe des in Weimar wirkenden Schriftstellers und Pädagogen Johannes Daniel Falk (1768–1826) sind an den Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig gerichtet. Sie sind eine sinnvolle Ergänzung des umfangreichen Falk-Bestandes im Archiv und eine wichtige Quelle für die langjährige Zu-

sammenarbeit zwischen Schriftsteller und Verlag. Am 24. April 1812 versicherte der Legationsrat, seine Erläuterungen zu den in der „Urania“ auf das Jahr 1815 abgedruckten Illustrationen des Dresdner Malers Heinrich Näge (1785–1835) für Dramen Goethes rechtzeitig einzuschicken. Um die Mitherausgeberschaft der mit dem Zusatz „Taschenbuch für Damen“ versehenen „Urania“ bemühte sich Falk dagegen vergebens. Postum erschien 1832 Falks Buch „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt“. Unmittelbar vor der Vertragsunterzeichnung bot er den Söhnen von Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823) im Brief vom 5. Juni 1824 eine das Manuskript ergänzende „Vorlesung über Faust“ an und ermahnte die jüngeren Geschäftspartner zu Verschwiegenheit über die Vertragsinhalte. Nicht nur der Schriftsteller, sondern auch der Menschenfreund wandte sich an Brockhaus, um praktische Hilfe für sein wohlütiges Institut der „Freunde in der Noth“ zu erhalten: Am 9. Februar 1825 empfahl Falk dem Verlag einen fleißigen 18-jährigen Mann, der ein halbes Jahr bei ihm gelebt hatte und Drucker werden wollte.

Die Erwerbung eines weiteren Goethe-Briefs war Anlass zu besonderer Freude. Der betagte Enkel des österreichischen Erzählers und Dramatikers Arthur Schnitzler, Professor Michael Schnitzler aus Wien, hat dem Archiv einen eigenhändigen Brief von Goethe an den Eisenacher Kammerpräsidenten Carl Christian von Herda (1726/28–1802) vom 3. Januar 1782 angeboten. Goethe bedankte sich darin für die (leider nicht mehr überlieferten) Grüße Herdas zum Jahreswechsel und bedauerte, dass er bei seinem letzten Besuch in Eisenach Herdas Gastfreundschaft nicht habe länger genießen können. Der Verbleib der Handschrift war bisher unbekannt, zuletzt wurde sie 1905 auf einer Auktion des Hauses Stargardt angeboten. Danach gelangte sie wohl in Privatbesitz, vermutlich direkt in die Familie Schnitzler. Dort hing sie Jahrzehnte in einem Rahmen an der Wand, bis sie nun schließlich in Goethes Nachlass gelangen konnte. Dieser Umstand ist an der Handschrift nicht spurlos vorübergegangen, denn der jahrzehntewährende Lichteinfall hat zu einer starken Verbräunung geführt.

Erstmals kam ein Autograph über das Internetauktionenhaus ebay in das Archiv. Die Archivarin Karin Ellermann entdeckte dort das Angebot einer Zeichnung von Konrad Weichberger (1877–1948), dem Sohn des Malers Eduard Weichberger (1843–1913). Das Archiv besitzt seit 1990 einen kleinen Bestand des Schriftstellers und Pädagogen, den Karin Ellermann 2014 erschlossen hat. Durch diese intensive Beschäftigung bestens vertraut mit dem Leben und Schaffen Weichbergers, wurde sie auf dieses Angebot im Internet aufmerksam. Die Milieustudie wurde gekauft vom Buch- und Kunstantiquariat Kurt

Lammek in Oldenburg; sie war vorher im Besitz des Kunsthändlers Trüjen und davor in Privatbesitz. Dank der Freundesgesellschaft konnte dieses Blatt in Ergänzung zu den bereits vorhandenen Studien erworben werden.

Erwähnt werden soll an dieser Stelle auch nochmals das wertvolle Stammbuch des Schauspielers und Regisseurs Heinrich Beck (1760–1803), das die Mommsen Foundation mit Ihrer Präsidentin Professor Katharina Mommsen, einem Ehrenmitglied unserer Freundesgesellschaft, anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Vereins dem Archiv im Mai 2014 übereignet hat. Auf der Festversammlung am 4. Juli wurde es der Öffentlichkeit vorgestellt. Dankenswerterweise hat Katharina Mommsen einen Aufsatz über das Stammbuch und seine Einträge verfasst, der im vorliegenden Heft zu lesen ist.

Dr. Ulrike Bischof (Weimar)

Historikerin und Archivarin, wissenschaftliche Mitarbeiterin
im Goethe- und Schiller-Archiv

19 11

5) Clara von Sellhorn
Hamburg. Saale 11. 3. 11.

6) Frida von Rappard Hamburg 9/11.

7) Lora Beech. " "

8) Usala Jacob von Wangelin " "

9) Käte Böttcher " "

10)



Victoria Jinnemann
Schöneberg

29. I. 1868

17. II. 1877

Eintrag im Fremdenbuch der Weimarer Familie Mitzschke
Goethe- und Schiller-Archiv 96/5305

Erwerbungen des Goethe- und Schiller-Archivs
in den Jahren 2013–2014

Zusammengestellt von SILKE HENKE

Autographensammlung der Familie Semrau:

36 Stücke u. a.: Brief von Bettina von Arnim an Maximilian Moltke, 15. Februar 1854; Brief von Louise Seidler an Unbekannt, ohne Datum; Brief von Adele Schopenhauer an Walther von Goethe, ohne Datum; Gedicht von Anna Louisa Karsch, 31. Oktober 1777.

Ludwig Achim von Arnim:

14 Briefe an den Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig, 1812–1830.

Bettina von Arnim:

Briefe an: Meline Brentano, Februar/März 1807; Franz Xaver Melicher, 1848; 2 Briefe an Alexander Jung, 11. Februar und 10. April 1854.

Adolf Bartels:

212 Briefe an Adolf Bartels u. a. von: Ida Bartels, Hugo Schlömer, Hermann Allmers, Hermann Rohwedder, Hermann Stuckenberg, Leopold Angerer, Catharina Margarethe Bartels, Bertha Bartels, Adelheid von Schorn, 1885 bis 1937; 110 Briefe von Adolf Bartels an Ida Bartels, 1891–1932.

Johannes Daniel Falk:

4 Briefe an Friedrich Arnold Brockhaus, 1812–1825; Materialien zu Falk, u. a.: „Ueber Eins, was uns Noth thut oder über deutsche Nationalbildung und Volkserziehung ...“, 2 Abschriften von unbekannter Hand; „Der christliche Glaube“, Druck, Weimar 1827.

Johann Wolfgang von Goethe:

Gedichte: „Den verehrten achtzehn Frankfurter Festfreunden am 28. August 1831“, Abschrift von Johann August Friedrich John; „In das Stammbuch einer

jungen Dame. Am längsten Tage 1831“, Abschrift von Friedrich Wilhelm Riemer.

Briefe an: Carl Christian von Herda, 3. Januar 1782; Johann Friedrich Rochlitz, 30. Januar 1804, Fragment; Heinrich Carl Abraham Eichstädt, 7. März 1807; Carl Ludwig Kaaz, 1. November 1808 und 30. Mai 1809; Carl Bertuch, 24. November 1809; Carl Bertuch, 5. Februar 1810; Christian Gottfried Körner, 23. April 1812, zeitgenössische Abschrift; Johann Wolfgang Döbereiner, 1. Juni 1816; Friedrich Johannes Frommann, 5. Juli 1826.

Carl Ludwig von Knebel:

2 Briefe an Friedrich Arnold Brockhaus, 7. Februar 1812 und 9. Juli 1813.

Friedrich Lienhard und Marie Elisabeth Lienhard:

Friedrich Lienhard „Luthers Pelzrock“, Gedichtmanuskript; 80 Briefe und Postkarten von Marie Elisabeth Lienhard an Heinrich Grotkamp, 1933–1959; 1 Foto von Friedrich und Marie Elisabeth Lienhard.

Franz Liszt:

Brief an Rudolf Schöneck, April 1853; Brief an Carl Riedel, 27. Mai 1882; Liszts Haushaltsbuch für die Zeit vom 1. Juli 1884 bis zum 3. April 1886; Kondolenzbuch der „Musical Organizations of Philadelphia“ zum Tod Franz Liszts; Konvolut mit Kompositionen von Lina Ramann, 67 Blatt; Konvolut aus dem Nachlass der Sängerin Henny Hartwig u. a.: 2 Stammbücher, Bühnenfotos und Theaterzettel; Dorothea Schade: Vortrag über Franz Liszt und Weimar, Manuskript, 1932.

Julius Mosen:

19 Briefe an Adolf Peters, 1836–1855.

Nietzsche-Archiv:

Brief von Elisabeth Förster-Nietzsche an Maximilian Harden mit Nachschriften von Kathleen Bruckshaw, Hans Olax und Arthur Seidl, 22. Juni 1899; Brief von Ernst Horneffer an Maximilian Harden, 22. März 1900; Brief von Peter Gast an Maximilian Harden, 20. Oktober 1907; 9 Briefe von Rudolf Staudt an Elisabeth Förster-Nietzsche, 1921–1925; 6 Briefe von Max Oehler an Rudolf Staudt, 1922–1926.

Edwin Redslob:

Gedichte: „An Daphne. Sonette“, Frühjahr 1959; „Abend im Wald“, 22. September 1962; „Trauer um Rudolf Alexander Schröder“, ohne Datum.

Gustav Scheidel:

„Vier Briefe über Weimar und Goethe nach der Schlacht bei Jena. Zur Erinnerung an den 14. Oktober 1806 aus einer ungedruckten Korrespondenz an Leo von Seckendorf mitgeteilt“, Manuskript.

Johannes Schlaf:

„Ausstellung des Weimarer Staatlichen Bauhauses“, Zeitungsartikel, ohne Datum; Briefe an: eine „litterarische Gesellschaft“, 14. Oktober 1898; einen Redakteur der „Woche“, 1. August 1901; Axel Juncker, 25. Juli 1907; unbekannte Empfänger, 18. Juli 1908; Maximilian Harden, 25. Juni 1912.

Adolf Straube:

Teilnachlass: Urkunde des Bürgerrechts für Straube, 1837; Briefe u. a.: 13 Briefe an Johann Heinrich Franz Straube, 1825–1838; Persönliche Unterlagen; Familienpapiere und Sammlungsstücke.

Goethe- und Schiller-Archiv / Institutsarchiv:

6 Briefe von Bernhard Suphan an Woldemar von Biedermann, 1889–1909; 8 Briefe von Hans Gerhard Gräf an Flodoard von Biedermann, 1896–1935.

61

Einzelautographen (Auswahl):

Johann Gottfried Herder:

Brief an Christian Gottlob Voigt, 1779; Billett von Caroline Herder an Voigt, ohne Datum.

Justinus Kerner:

Briefgedicht an einen Freund mit klecksographierter Bordüre, 1856 (?).

Emil Ludwig:

„Hardens Zeitgedanken“, Manuskript als Satzvorlage eines Beitrags über Maximilian Harden.



Justinus Kerner, Briefgedicht, 4. Juli 1856
Goethe- und Schiller-Archiv 96/5290

August Wilhelm Schlegel:

Gedichte und Epigramme für den „Musenalmanach für das Jahr 1832“, hrsg. von Amadeus Wendt, eigenhändiges Druckmanuskript.

Christian August Vulpius:

Brief an Johann Wolfgang von Goethe (?), 5. November 1810.

Konrad Weichberger:

Zeichnung „Milieustudie Zirkuswagen Bremen“.

Christoph Martin Wieland:

Brief an Georg August von Breitenbach, 28. März 1801.

Briefe von:

Friedrich Justin Bertuch, 1821; Carl August Böttiger, 1819; Hans von Bülow, 1857; Heinrich Carl Abraham Eichstädt, 1802–1837; Karl Gutzkow, 1862; Georg Kaiser, 1917; Carl Hoffmann, 1844–1847; August Wilhelm Schlegel, 1798; Johanna Schopenhauer, ohne Datum; Caroline von Wolzogen, 1839; Carl Friedrich Zelter, 1828; Briefumschlag mit Adresse Ottilie von Goethe und 3 Siegeln; Briefe von Verschiedenen an Adolf Peters, 1826–1870.

Verschiedenes:

Stammbuch von Heinrich Beck mit 80 Einträgen u. a. von Johann Wolfgang von Goethe, Christoph Martin Wieland, Friedrich Justin Bertuch, Christian Gottfried Schütz, Georg Melchior Kraus, Corona Schröter, Caroline Jagemann, Johann Kaspar Lavater, August Wilhelm Iffland, 1779–1803 und später.

Ergänzungen zum Ausgaben- und Wirtschaftsbuch von Caroline Kunze, ursprünglich enthaltene Seiten, 1833, 1862.

Fremdenbuch der Familie Mitzschke mit ca. 1.100 Eintragungen, 1882–1920.

„Vier und zwanzig alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten meist älteren Weisen beym Klavier zu singen“, Druck Heidelberg 1810, Exemplar mit handschriftlichen Anmerkungen.

Dr. Silke Henke (Jena)

Germanistin, Abteilungsleiterin Medienbearbeitung und -nutzung
im Goethe- und Schiller-Archiv

